

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Auf Helgoland. Studien von G. Hermstein (mit Abbildungen). — Im Bann der Kinderträume. Von Villamaria. (Schluß). — Mutterglück. Nach dem Originalgemälde von Auguste Ludwig. — Wienick. Nach dem Gemälde von Max Volkhart. — Allein. Gedicht von F. Schanz. — Das Malen auf Glas mit schmelzbaren Farben. II. Von Lina Schneider. — Pariser Brief. Von Marguerite Verlynde. — Literarisches. — Unsere Illustrationen. — Die Mode (mit Abbildungen). — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Juni. — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 30. — Aufösungen der vier Rebus-Aufgaben und der zweifelhigen Charade Seite 160. — Correspondenz.



## Auf Helgoland.

Studien  
von G. Hermstein.

I.

Bis auf den letzten Platz war sie besetzt, die berühmte „Lästerallee“ von Helgoland. Vornan der Landungsbrücke — weiter hinauf zu gehen war bei der Ankunft eines Postdampfes verboten — saßen Damen und diejenigen Herren, welche sich über das gesellschaftliche Vor-

urtheil, einer stehenden Frau den Sitzplatz einzuräumen, erhaben fühlten, hinter ihnen standen in bunter und dichtgedrängter Reihe die übrigen Badegäste und sahen mit boshafter Spannung auf den mächtigen amerikanischen Packetdampfer „Cuxhaven“, jetzt Postschiff zwischen Hamburg und Helgoland, dessen Passagiere eben begannen, in die Boote zu steigen.

Es war den Vormittag über sehr stürmisch gewesen, man konnte also auf seeranke Gesichter rechnen und blickte denselben mit um so malitioserer Freude entgegen, je mehr man selbst bei der Ankunft auf der „rothen Insel“ durch die „Lästerallee“ hatte leiden müssen.

Zum Unglück trug auch gleich der Erste, welcher den Booten entstieg und die Landungstreppe hinaufkam, jene sanft grünliche Gesichtsfärbung zur Schau, die den Helgoländer Badegästen so bekannt ist. Ein leises Lachen lief durch die Reihen, Bemerkungen wie: „Droschke gefällig?“ „Auf dem Lande ist's schöner, nicht wahr?“ „Kann ich noch mit einigen Tropfen dienen?“ und dergleichen ließen sich hören; der junge Mann blickte verlegen auf die Redenden und machte so lange Schritte als möglich.

Ihm folgten ein paar Damen, deren jüngste das blasse Gesicht hinter einem mächtigen Rosenbouquet verbarg.

„Ja, wenn die Rosen nicht wären!“

„Nun, morgen wird es besser sein!“

„O, o, o!“ hieß es von allen Seiten.

Einem Herrn, welcher in der Kenntniß dessen, was ihm in der Lästerallee bevorstand, sich ein imponirendes Air zu geben suchte, indem er auf die Versammlung rechts und links nur einige verächtliche Blicke warf, rief ein Badegast aus dem Hintergrunde ein lautes behagliches: „Stolz lieb' ich den Spanier!“ zu, und unter der lachenden Beistimmung der übrigen verließ der Imposante den Schauplatz seines mißglückten Debüts.

Neue und immer noch Neue entstiegen den Booten, der „Cuxhaven“ mußte sehr besetzt gewesen sein.

Die drei letzten Personen, welche landeten, waren zwei Damen und ein Herr. Die beiden ersteren gehörten augenscheinlich zusammen, denn die Größere redete ernsthaft und dringend auf die Kleinere ein, welche zurückbleiben zu wollen schien, der Herr ging ruhig vorwärts. Es war ein älterer würdiger Mann, dessen von der Seerkrankheit unbehelligt gebliebene Person von einem hohen Cylinder gekrönt wurde. Bei seinem Erscheinen entstand ein lauter Jubel unter den Badegästen, und da die beiden Damen unnmöglich vermuthen konnten, daß es der bloße Anblick des harmlosen Cylinders war, welcher das herzliche Gelächter hervorrief, so erklärte sich einigermaßen der mit Angst gemischte Widerwille des jungen Mädchens, sich seinerseits auf diesen gefährlichen Weg zu begeben.

„Sei nicht kindisch, Erna!“ rief die Große zuletzt ungeduldig aus, band den Schleier von ihrem eigenen Hute ab und legte ihn der jüngeren Schwester um das farblose Gesicht. „Und jetzt kommst Du!“ Sie faßte die andere energisch bei der Hand und führte sie vorwärts.

Da der Disput sich etwas in die Länge gezogen, so hatten sich die Badegäste, ahnungslos, daß sich unten auf der Brücke noch zwei Opfer befanden — man konnte bei der ziemlich bedeutenden Entfernung von dem Landungspunkte zu der Lästerallee nichts Genaueres unterscheiden — zum größten Theile zerstreut. Hier und da standen einzelne Gruppen plaudernd bei einander, die meisten jedoch hatten sich in den dicht am Strande gelegenen sogenannten Pavillon begeben, um Kaffee und das obligate Nachmittagsconcert zu genießen; nur zwei, ein schlanker, ältlicher, interessant aussehender Herr mit einem Zwickel auf der Nase und ein jüngerer, mit einem weniger intelligent als liebenswürdig dreinblickenden Gesicht, standen als richtige Lästere noch an ihrem Posten und schauten mit neugierigen Mienen den beiden Damen entgegen.

„Das Beste kommt zuletzt!“ sagte der mit dem Zwickel laut, als die eleganten Gestalten vorüberschritten.

„Donnerwetter!“ meinte der andere nur, sah den Damen einen Augenblick nach und steckte sich eine Cigarre an. —

Am nächsten Morgen trafen sich die letztgenannten vier Personen am Strande. Ein gegenseitiges Erkennen, versteht sich, unter der Maske absoluten Fremdsinns, fand statt, dann sagte Fräulein Erna Hagen, welche heut nicht

mehr ganz so blaß, aber immerhin zart und etwas bleichsüchtig, übrigens jedoch sehr hübsch aussah, zu ihrer Schwester: „Wofür hältst Du diese Herren?“

„Für ein paar in die Ferien losgelassene Juristen,“ erwiderte Frau Malwine Veier gleichgiltig.

„Wofür halten Sie diese Damen, Herr Regierungsrath?“ fragte seinerseits der Herr, welcher gestern sich auf das obligate „Donnerwetter!“ beschränkt hatte.

„Besten Lobben, Sie haben eine Art, Gewissensfragen zu stellen, die einen in Verlegenheit setzen könnte,“ meinte der andere mit vollendeter Gemüthsruhe. „Die jetzige Mode, sofern sie mit Chic getragen wird, läßt Sie auf den ersten Blick eine Putzmacherin von einer Herzogin nicht unterscheiden. Aber wollen Sie mit mir umkehren und die Damen in das Fährboot steigen sehen, so getraue ich mich, Ihnen zu sagen, wess' Geistes Kind sie sind.“

Herr von Lobben war sofort einverstanden und schritt mit seinem Begleiter den Damen auf die Landungsbrücke nach.

„Ich halte sie für comme il faut, und zwar für Damen vom Lande,“ fuhr dort der Regierungsrath gesprächig fort. „Eine Putzmafsell könnte zwar auch bei diesem bewölkten Himmel ein dunkles Morgenkleid und einen einfachen Strand-





hut gewählt haben, aber sie hätte Glacés dazu angezogen, nicht solche bequeme dicke Wildlederhandschuhe, wie man sie früh im Park trägt. Und sahen Sie wol, lieber Löben, wie vornehm die Kleine in das Boot stieg? Sie mußte zwar auch springen, aber sie lachte nicht dabei wie die übrigen jungen Gänzchen. Jetzt kommt die andere. . . Sapperment, welch ein kleiner Fuß! Daran, mein Vester, erkennen Sie am sichersten die Lady und können — Aber was ist das?"

Frau Veier hatte plötzlich jäh die Farbe gewechselt und wäre, die Kante des auf- und niedertanzenden Rahmes verfehrend, ins Wasser gestürzt, wenn nicht zwei Fährleute schnell zugegriffen hätten.

„Malwa, bist Du krank?“ fragte die Schwester besorgt.

Die junge Frau hielt die Rechte vor die Augen, schüttelte leicht den Kopf und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Es wäre das erste Mal in meinem Leben.“ Darauf ließ sie die Hand sinken und Erna erschraf förmlich über die Blässe und den sonderbaren Ausdruck in dem Gesicht ihrer Schwester.

Die beiden Herren oben hörten noch, wie die jüngere Dame, rathlos zu den Schiffern aufblickend, ein überraschtes: „Welche Aehnlichkeit!“ ausrief, das Uebrige verschlang das Brausen der Wellen, die mit der steigenden Fluth zornig an den Stufen der Landungstreppe nagten.

„Ich möchte die Damen kennen lernen,“ sagte Herr von Löben.

„Ich auch. Stellen wir uns also bei der nächsten Begegnung vor.“

„Wir können doch nicht so ohne Weiteres —!“

Der Regierungsrath sah den Anderen mit überlegenem Lächeln von unten herauf an und meinte in beinahe geringschätzigem Tone: „Sie haben von der berühmten, um nicht zu sagen berüchtigten Galanterie Ihres Vaters nichts geerbt, als nur immer den Wunsch, die Frauen kennen zu lernen. Ich gedenke Ihnen im Laufe des heutigen Tages zu zeigen, wie Ihr Vater diesem Wunsche hätte die That folgen lassen.“

„Ich wollte, Sie reüssirten,“ erwiderte Herr von Löben, der sich durch die Art und Weise des bedeutend älteren Regierungsrathes nicht im mindesten verlezt fühlte. „Die Jüngere ist reizend.“

„So so, beauté du diable! sie hat allerdings liebliche Augen. Aber die andere, da ist Rasse, Geist, Charakter! Das ist mein Genre! Ich möchte sie für eine geschiedene Frau halten; ihr Blick, als sie uns vorhin begegnete, hatte etwas eigenthümlich Tarirendes, wie der einer Person, die die hohe Schule des Lebens durchgemacht hat und weiß, was hinter der ganzen Komödie steckt. Ich gäbe diese Havannah darum, wenn ich wüßte, weshalb sie beim Anblick des biederen Antje Nielsen so erschraf und wem er nach dem Ausrufe der Kleinen ähnlich sein soll.“

„Vielleicht ihrem Manne?“ muthmaßte Herr von Löben.

„Oder ihrem Liebhaber. Der Teufel traue solch schmalen brünetten Gesichtern.“

Inzwischen hatte die in so frivoler Weise besprochene junge Frau sich von ihrem Schrecken erholt. Da die Schwestern die einzigen Passagiere in dem großen Fährboote waren — die übrigen Badegäste pflegten um diese Zeit schon längst drüben auf der Düne, oder wie die beiden Herren, wol gar schon vom Baden zurückgekehrt zu sein — so konnten sie sich über das, was soeben ihre Seele bewegt hatte, ruhig aussprechen, um so mehr, als die sechs Schiffer, welche vorschriftsmäßig ein solches Boot zu fahren haben, sich jetzt sämmtlich an dem anderen Ende desselben befanden.

Mitten unter ihnen saß Antje Nielsen. Von den um ihn herum hantirenden hünenhaft großen blonden Friesen stach seine nur mittelgroße, mehr muskulöse als knochige Gestalt, besonders aber der auffallend dunkle Kopf mit den scharf geschnittenen kühnen Zügen sonderbar ab; auch war der Mann, entgegengesetzt der üblichen Helgoländer Fischertracht, dunkel gekleidet und trug statt des Südwesters einen breitrempigen, ursprünglich wol schwarz gewesenenen Filzhut, der einen interessanten Schatten auf das Gesicht warf. So wie Antje Nielsen mit verschränkten Armen dort saß, den Kopf ein wenig auf die Brust geneigt, als ziehe ihn irgend ein Gedanke von der Außenwelt ab, bot er ein köstliches Modell für einen Maler.

„Wenn man bedenkt,“ sagte Frau Veier zu Erna, „aus wie wenig Zügen das menschliche Antlitz besteht, so kann man sich nur wundern, daß die Natur sich nicht öfter in gleichen Gesichtsbildungen wiederholt. Sieh Dir diesen Mann genau an: die schmale gebogene Nase, der Mund, das Auge, ja selbst die Farbe und Form des Bartes ist wie bei Alfred; hätte ich meinen Mann vor vier Jahren nicht selbst in den Sarg gelegt, so würde ich glauben, daß er dort säße.“

Fräulein Hagen blickte die ruhig Sprechende verwundert an. Sie war zu jung, um zu wissen, daß selbst das leidenschaftlichste Gefühl absterben und erlöschen kann wie ein glimmendes Feuer, daß Liebe und Haß, wenn sie sich an ein- und dieselbe Person heften, sich gegenseitig aufzehren können, bis zuletzt nichts übrig bleibt als tödtliche Gleichgültigkeit, eine Leere der Empfindung, welche eine kluge Frau

durch ernste Thätigkeit, eine thörichte durch Vergnügungen auszufüllen pflegt.

Frau Malwine Veier war eine kluge Frau, sie arbeitete und schaffte mit rastlosem Eifer, und als der Tod ihren Mann abrief, der sich so wenig bemüht hatte, die Liebe und Achtung zu erhalten, welche sie ihm in der Hingebung eines jugendlichen Gemüths warm entgegengebracht hatte, da widmete sie sich mit ernstem Willen und mit dem vollen Bewußtsein dessen, was alles ihr die Arbeit ersetzen mußte, der Verwaltung ihres großen Gutes. Sie zwang sich Interesse für Dinge ab, welche ihr als Mädchen gleichgültig, wo nicht widerwärtig gewesen waren, erleichterte überdies ihren Eltern die Sorge für die spätgeborene jüngste Schwester, indem sie das kränkliche Mädchen zu sich auf das Land nahm und bei sich erzog, und fand mit diesen Beschäftigungen ihre Einsamkeit genugsam belebt, als daß sie eine Veränderung der Sachlage hätte wünschen mögen.

Selbstverständlich fehlte es der reichen jungen Wittve nicht an Verehrern: die älteren Herren schätzten sie wegen ihres Verstandes, den jüngeren imponirte ihre elegante Erscheinung und die heitere Sicherheit ihres Auftretens. Frau Veier aber hütete sich wol, noch einmal ihrem Herzen das geringste Zugeständniß zu machen; was man auch von der ewigen Liebesfähigkeit des Weibes sagen und dichten möge, nicht alle Frauen sind so thöricht, schwer erkaufte Erfahrungen einer neuen Illusion zu opfern. Frau Malwine nahm die Huldigungen mit Liebesswürdigkeit entgegen, aber sie blieb nach wie vor „ihrem Manne treu,“ wie eine sentimentale Gutsnachbarin sich gegen sie ausdrückte.

Damals hatte die junge Frau bei dem Ausspruche eine Handbewegung gemacht, wie wenn sie etwas von sich abstreife, und hätte die Nachbarin ein wenig mehr Menschenkenntniß besessen, so würde sie aus dieser Geste ersehen haben, daß sich für die junge Wittve gerade an das Wort Treue manche Erinnerungen anknüpfen ließen, die ihr die Trauer um den lieben Seligen in etwas erleichterten.

Wenn nun trotz dessen der Anblick des Helgoländer Doppelgängers ihres verstorbenen Mannes Frau Malwine einen Augenblick heftig erschüttert hatte, so war dies nur natürlich und fast eben so sehr Sache der Nerven als des Gemüthes gewesen. Nach einigen Minuten schon interessirte sie hauptsächlich die Frage, ob dieser Fischer das Verhältniß zu seiner Frau ähnlich gestaltet habe, wie dies in ihrer eigenen Ehe der Fall gewesen war, ob nicht überhaupt eine gleiche äußere Erscheinung gleiche Charaktereigenschaften bedinge, und gewohnt, den Angelegenheiten auf den Grund zu gehen, beschloß sie sofort, die Bekanntschaft Antje Nielsen's zu kultiviren.

## II.

Der Regierungsrath spähte am Nachmittage vergeblich nach den beiden Damen aus. Endlich entdeckte er die Jüngere in einem Strandkorbe, wie sie, ein Buch nachlässig in der Hand, den dunkelblonden Kopf in das Geslecht zurückgelehnt, träumerisch auf die See blickte. Er ging direct auf sie zu, verbeugte sich und sagte: „Habe ich noch den Vorzug, gnädiges Fräulein, von Ihnen als Ihren Cotillontänzer beim Ball des Oberpräsidenten erkannt zu werden?“

Das junge Mädchen sah erröthend und verwirrt zu ihm auf.

„Nein. . . ich glaube. . . Sie müssen mich verkennen.“

„Habe ich denn nicht die Ehre, mit Fräulein von Conti zu sprechen?“ fragte der Regierungsrath, der nie in seinem Leben eine Dame solchen Namens gesehen, erstaunt.

„Bewahre, ich kenne nicht einmal Jemanden, der so hieße,“ erwiderte Fräulein Hagen mit einem reizend verlegenen Lächeln.

„D, so lassen Sie mich die Unart, eine fremde Dame angesprochen zu haben, dadurch gut machen, daß ich mich vorstelle: ich bin der Regierungsrath Werderbrook aus Berlin,“ sagte er mit einer Verbeugung, nahm den Zwickel von der Nase, setzte denselben aber sofort wieder auf und blieb, als gebe ihm die kurze Vorstellung die Berechtigung zu einer längeren Conversation, vor dem Strandkorbe stehen und sprach über die positive Gleichheit in der äußeren Erscheinung jener improvisirten Conti mit dem gnädigen Fräulein.

„Es scheint, daß diese Insel das Land der Aehnlichkeiten ist,“ meinte die ahnungslose junge Dame, „meine Schwester entdeckte heut früh in einem der Schiffer das Ebenbild ihres verstorbenen Mannes.“

„Sie ist also Wittve!“ dachte der Regierungsrath, und laut sagte er: „Das wird vielleicht Ihrer Frau Schwester den Aufenthalt hier verleiden.“

Erna hob die schönen Kinderaugen auf und sah den Redenden unschuldig an. „Das dachte ich auch zuerst,“ erwiderte sie, „aber Malwa ist so verständig! Um sich an seinen Anblick zu gewöhnen, wird sie sich, so wie heut, jeden Tag von ihm aufs Meer hinaus rudern lassen.“

„Das heißt: Satan durch Beelzebub vertreiben!“ lachte der Regierungsrath, welchen dieser Beweis von Geist amüsirte. „Aber werden Sie sich an diesen Fahrten nicht theiligen?“

„D, ich hat Malwa, mich für heut zu dispensiren, . . die See ist so bewegt. . . und . . und ich bin so ungern auf dem Wasser,“ gestand die Kleine und sah, wie sie dabei erröthete, wirklich sehr lieblich aus.

Herr von Löben, welcher seit einer Minute ganz starr vor Verwunderung und, soweit sein gutes Herz dies zuließ, vor Neid von einer Promenadenbank aus diese gemüthliche Unterhaltung der Beiden mit ansah, konnte seine Augen von dem Bilde im Strandkorbe nicht abziehen. Der Regierungsrath bemerkte den jungen Mann gar wol, war indessen malitios genug, ihn vollständig zu ignoriren und trieb seine Bosheit so weit, die junge Dame, als dieselbe nach etwa einer halben Stunde ihre Schwester in einem dicht am Strande hinfahrenden Boote erkannte, bis auf die Landungsbrücke zu begleiten, ohne von Löben, obgleich sie dicht an ihm vorübergingen, eine andere Notiz zu nehmen, als auf dessen überaus artigen Gruß flüchtig an den Hut zu greifen.

Einigermassen befremdet, Erna im Gespräch mit einem Herrn zu finden, blickte Frau Veier aus dem Boote herauf. Der Regierungsrath stieg die Treppe hinunter, reichte der jungen Frau dienstbeflissen die Hand zum Aussteigen und stellte sich sofort vor, indem er noch einmal mit der aufrichtigsten Miene der Welt das Märchen von dem Fräulein von Conti vortrug und sich somit entschuldigte, daß er sans façon die junge Dame angerebet. Ob Frau Veier seine Erzählung glaubte oder nicht, blieb unentschieden, jedenfalls war ihr die Persönlichkeit Werderbrook's eher interessant als unangenehm, denn sie verharrete plaudernd noch ein paar Minuten auf der Brücke, bevor sie, den Arm ihrer Schwester ergreifend, sagte: „Kommt' nun hinauf, Erna.“ Mit einer freundlichen Reigung des Kopfes verabschiedete sie sich von dem Regierungsrath, welcher mit einem mephistophelischen Ausdruck in seinem Gesicht der jungen Frau nachblickte; als er sich endlich anschickte, Herrn von Löben aufzusuchen, kam ihm derselbe bereits entgegen, wie ein einziges großes Fragezeichen ausschauend.

„Erna heißt sie,“ rief ihm Werderbrook schon von weitem lachend zu, „ist körperlich achtzehn, geistig sechzehn Jahre alt, hat im Winter das Nervenfieber gehabt, wohnt auf dem Oberlande, speist im Conversationshause, hat eine Abneigung gegen Wasserfahrten und liebt Musik. Sind Sie nun befriedigt?“

Es schien so. Herr von Löben lächelte und meinte nur: „Hat sie Ihnen das Alles in der kurzen Zeit erzählt?“

„Nur das? Wo denken Sie hin, wir haben unsere Zeit besser ausgenutzt! Ihre ganze Familiengeschichte weiß ich schon; ihre Eltern leben noch, sie hat vier Brüder und diese verwitwete Schwester, ist von Geburt Großstädterin, hält sich indessen seit vier Jahren bei dieser Wittve Malwa auf, welche sich aus schwesterlicher Besorgniß um Fräulein Erna's Gesundheit ihren landwirthschaftlichen Verwaltungspflichten entriß und dieselben ihrem Inspector überlassen hat. Nur die Familiennamen habe ich noch nicht herausgebracht.“

„Ja, das ist doch aber die Hauptsache,“ rief der junge Mann.

„Nun, trösten Sie sich, das bekommen wir noch heraus,“ schmunzelte der Regierungsrath, ging geradewegs auf Antje Nielsen zu, welcher eben sein Boot auf den Strand zog, und fragte: „War die Dame, welche Sie vorhin fuhren, nicht eine Frau von Conti?“

„Nein, Herr, eine Frau Veier.“

„Wissen Sie das genau?“

„Gewiß, Herr! denn sie sagte, ich sollte mir, da sie das Portemonnaie vergessen hatte, das Fährgeld bei Frau Veier, Villa — im Oberlande abholen.“

„Ach so. Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten, lieber Antje Nielsen?“

„Schönen Dank, Herr,“ sagte der Schiffer, indem er das Geschenk annahm und in die Tasche steckte.

Als der Regierungsrath ihn verließ, um triumphirend zu Herrn von Löben zurückzukehren, setzte sich der Mann auf die Kante seines Bootes, stemmte beide Arme auf die Kniee und starrte finster auf den Tang, der in Menge am Ufer lag und mit Tausenden von kleinen Fliegen bedeckt war, welche in den Muscheln und Krabbenhäuten nach Nahrung suchten. Antje Nielsen hatte den breitrempigen Filzhut ins Boot gelegt, so daß bei dem heftigen Winde sein schwarzes Haar um die Stirn flatterte; wenn es gar zu wild in das Gesicht schlug, strich er es wol mit der Hand wieder zurück, doch merkte man an der Geste, daß der Mann sich derselben kaum bewußt war.

Ein großer starker Fischer trat zu ihm heran, legte ihm die riesige Rechte auf die Schulter und sagte im Helgoländer Idiom: „Laß sie laufen, rath' ich Dir.“

Der Angeredete sah fast tüchtig zu dem Sprecher auf und rief höhnisch: „Das sagst Du, weil Du der Bruder bist!“

„Nein, Antje, das sage ich, weil ich Dein Schwager bin. Hast Du es sieben Jahre gelassen, so lasse es nun auch ferner. Wer weiß, ob dieser englische Hund Dir nicht etwas vorgelogen hat, als er erzählte, Dein Weib —“

„Sie ist nicht mehr mein Weib,“ knirschte der Andere wüthend.



„Nun denn: meine Schwester, wenn es Dir so besser klingt, tanze in den Londoner Matrosenkneipen? Und was willst Du mit ihr thun? Sie ist so schlecht, daß Du Dich schämen müßtest, sie auf die Insel zurückzubringen.“

Antje Nielsen lachte nur.

„Trau' doch so einem Engländer nicht!“ fuhr der Andere dringlich fort. „Der Mensch sah aus, als ob kein wahres Wort aus seinem Munde käme.“

„Claus, er sagte — Donner und Fluch! er sagte —“

„Ich will nicht wissen, was,“ erwiderte Claus ärgerlich, indem er sich entfernte.

Antje Nielsen seufzte tief auf und versank wieder in sein finsternes Brüten. Lange, lange saß er so, er merkte nicht, daß das Unterland längst in tiefem Schatten lag; daß die Badegäste den Strand verlassen hatten, um vom Nordcap des Oberlandes aus den Sonnenuntergang zu betrachten; daß der englische Kutter, dessen einer Insasse ihm die Nachricht über sein treuloses Weib gebracht, aus dem Hasen ausgelaufen war und bereits lustig auf den schaumgekrönten Wogen der Nordsee dahinsog; er hatte nicht einmal gehört, daß vor einer Weile schon eine zaghafte Kinderstimme gesagt hatte: „Vater!“

„Vater!“ wiederholte das Mädchen jetzt etwas lauter und faßte schüchtern den Arm des Mannes auf dem Boote.

Er sah nicht auf, sondern fragte nur streng: „Warum bist Du unten, Margret? Der Doctor hat Dir doch verboten, die Treppe zu steigen, so lange Dein Fuß nicht geheilt ist.“

„Die Großmutter schickt mich,“ meinte das Kind, „ich soll fragen, ob Du Fische gebracht hast.“

„Nein.“

Still, wie sie gekommen, wandte sich die Kleine ab und ging zwischen den Häusern der Unterstadt hin. Schon war sie in der Nähe der schroffen Felsen des Oberlandes, als sie hinter sich den Schritt des Vaters erkannte. Sie wagte nicht, sich umzuwenden, aber in der Hoffnung, daß er sie vielleicht die Stufen hinaufführen werde, schlug ihr das Herzchen so stark, daß sie nur langsam die kleinen Füße, deren einer mit einem dicken Tuche umwickelt war, vorwärts setzen konnte. Gerade an der Treppe, welche mit ihren hundert und neun und achtzig Stufen die einzige Verbindung der Unterstadt mit dem Oberlande bildet, erreichte Antje Nielsen das Kind.

„Komm, Margret,“ sagte er mit kalter Stimme, beugte sich nieder, hob sie auf seine starken Arme und trug sie hinauf, aber alles in einer Art und Weise, daß man wol merken konnte, er hätte diese Freundlichkeit jedem anderen kranken Kinde eben so selbstverständlich erwiesen. Dennoch strahlte das Gesicht der Kleinen wie lichter Sonnenschein, und erst, als der Vater sie, droben angelangt, auf die gepflasterte Straße — den „Falm“ — niedersetzte, ohne ihr Händchen zur weiteren Führung zu ergreifen, senkte sich wieder der Ausdruck ängstlicher Schüchternheit über ihre Züge.

„Ist das Ihr Kind, Antje Nielsen?“ fragte Frau Beier, die aus einem Fenster auf den Falm hinaus sah.

„Ach, hier wohnen Sie, gnädige Frau?“ meinte der Schiffer statt einer Antwort und schritt nach der Hausthür; Margret folgte.

Schon im Flur trat ihnen Frau Beier entgegen, sie hatte das Geld in der Hand und übergab es dem Schiffer, während sie zu dem kleinen Mädchen niederkniete und es freundlich an sich zog.

„Ist das Ihr Kind, Antje Nielsen?“ fragte sie noch einmal.

„Also Sie wollen morgen wieder fahren?“ sprach Antje Nielsen, die Antwort zum zweiten Male verweigend.

„Ja!“ erwiderte die Kleine auf Frau Malwinens Frage an Stelle des Schiffers.

Die Dame sah mit unverstelltem traurigen Erstaunen zu dem Fährmann auf und von diesem zu dem Kinde zurück.

„Wenn das Meer nicht zu wild ist, so will ich wieder in Ihrem Boote hinaus, gewiß!“ meinte sie nachdenklich, indem sie die Züge des Mädchens musterte und in diesen weichen schönen Linien, den großen tiefblauen melancholischen Augen, den goldblonden Haaren vergeblich auch nur die geringste Mähnlichkeit mit dem Schiffer suchte.

„Gewiß, Antje Nielsen,“ wiederholte sie, und mit einem tiefen, schönen, echt weiblichen Erbarmen drückte sie die kleine Margret an ihre Brust und küßte sie auf den Mund. Sich aufrichtend, nickte sie den Beiden abschiednehmend zu und schritt in ihr Zimmer zurück.

„Wie viel Glend gibt es doch in der Welt!“ rief es in ihr, denn besser als jede andere Frau ihres Alters verstand sie etwas von solchen geheimen Wunden, welche, wie der Fuchs des Spartaners, das Herz zerspeisen und doch nicht aufgedeckt werden dürfen.

Die Dame stand wieder am Fenster, wie vorhin blickte ihr Auge über die steinerne Brüstung des Falms an den rothen, jäh abstürzenden Felsen hinab in das Unterland, dann weiter über das Meer zu der weißen stimmernden Düne und darüber hinaus in das Unendliche. Aber ihr Herz war nicht mehr bei dieser in der Welt als einzig schön und sonderbar berühmten Aussicht, sondern seufzte unter den Betrachtungen,

welche Antje Nielsen in ihrem Kopfe erweckt hatte und die in dem Saße gipfelten, daß es doch noch etwas Schlechteres auf der Erde gäbe als einen treulosen Mann: ein treuloses Weib.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Bann der Kinderträume.

Von Villamaria.

(Schluß.)

„O jetzt, jetzt wußte ich das Geheimniß, nach dem ich einst vergeblich bei Schratt geforscht, vergeblich mir mein Kinderköpfchen zerföhnen, dort leuchtete es ja hell aus den sonnig schönen Männeraugen! Um ihres Glanzes Willen hatte ihr Vater einst die arme Prinzessin verstoßen, aber wer . . . ? Da ertönten draußen nahende Schritte auf dem Estrich, erschreckt ließ ich den Vorhang herabfallen und bückte mich hastig, als suchte ich die Brille unter dem großen Himmelbett.“

„Laß gut sein, Elschen, hier ist sie! Ich hatte sie in der Rocktasche, so höre doch, Kind! nun sieh, wie roth Du vom Bücken bist.“

„Schadet nichts, Tautchen,“ stotterte ich, „nur gut, daß Du sie wieder hast.“

In der nächsten Minute saßen wir wieder einander gegenüber, und ich versenkte mich so tief in des seligen Mösselt's Weltgeschichte, daß ich gar nicht merkte, wie ich das Buch verkehrt in der Hand hielt . . . meine Phantasie schweifte einmal wieder in alle Weltenfernen nach dem wunderschönen Männerantlitze, dessen Abbild nun wol schon länger als ein Menschenalter dort drin in dem kleinen Stübchen, unter Tante Lehnens Betthimmel hing . . .

Und wieder war es Abend geworden: Großonkel war von seinem einsamen Waldgang zurückgekehrt und stand im Wohnzimmer am Tisch, um die Posttasche zu öffnen, die der Forstwart täglich um diese Stunde aus der Stadt brachte, während ich das Fußbänkchen an seinen Lehnstuhl, rückte um auf diesem meinem Lieblingsplätzchen von Alters her ihm die angekommenen Zeitungen vorzulesen.

Doch diesmal mußte die Posttasche etwas Außergewöhnliches enthalten, denn Großonkel ging mit einem Brief in der Hand ins Nebenzimmer.

Nach wenigen Minuten ertönte seine Stimme von dort her: „Else, mein Liebling, komm' einmal zu mir!“

Mein Herz fing plötzlich an schneller zu klopfen. Onkel stand mit dem Rücken an das Fenster gelehnt und hielt einen offenen Brief in der Hand . . . ich faltete unbewußt die Hände, denn mir war plötzlich, als spüre ich den Flügelschlag meines Schicksals über mir.

„Elschen, hier ist . . . aber sieh nicht so entsetzt drein, mein Herzenskind! hier ist ein Brief von Deinem Papa . . .“

„Und ich soll nach Hause kommen . . . O Großonkel ist es so . . .?“ und ich hielt den Athem an vor ängstlicher Erwartung.

„Fräulein Drews ist schwer erkrankt, mein liebes Kind,“ ich zuckte gleichgültig die Achseln, „aber die Mama hat dadurch viel Arbeit und Sorge, denn Du weißt, daß diese Dame, wenn sie auch Deine Gunst verschert hat, doch der Mama eine große Stütze im Haushalt war, und dann . . .“ der Großonkel hielt inne, es wurde ihm ersichtlich schwer.

„Und dann . . .?“ fragte ich mit Anstrengung.

„Dann hat Guer Haus noch einen herben Verlust erlitten, Dein alter Freund . . .“

„Schratt . . .!“ schrie ich auf, „ist Schratt todt? O Großonkel, sage ‚Nein,‘ o sage ‚Nein!‘ denn dann hätte ich ja Niemanden mehr dort, der mich liebte . . .!“

Großonkel schwieg.

„Also wirklich . . . er ist todt! O, mein lieber, guter, alter Schratt, Du einziger, treuer Freund meiner Kinderzeit!“

„Den wirst Du jetzt in Deinem Papa und Deiner Mama noch besser finden, meine geliebte Else; sie freuen sich alle so sehr auf Deine Rückkunft. Mama muß eine Stütze haben, Du weißt, wie kränklich sie ist, denn Deine kleinen Schwestern sind noch zu jung, um ihr eine solche sein zu können, so rechnen sie denn auf ihre liebe, älteste Tochter. Elschen, ich bitte Dich, mein geliebtes Kind, sieh nicht so verzweifelt drein. Fräulein von Berg hat ihnen auf ihr Befragen mitgetheilt, daß Du Alles gelernt, was ihr Institut Dich lehren könne, so erwarten sie nun, daß ihre liebe, gehorsame Tochter unverweilt zu ihnen eile.“

„Großonkel,“ ich rang gewaltsam, um meine Verzweiflung zu bewältigen und nicht in Thränen auszubrechen, „o lieber, lieber Großonkel, behalte mich hier! Ich bin dort nichts nütze, sie lieben mich nicht, ich bin so ganz anders als sie mich wünschen! O Großonkel, es klingt ja so herzlos von einem Kinde, aber es ist die volle Wahrheit, ich werde nie zu ihnen passen! O wüßtest Du, wie freudlos meine Kinderheit war, ohne Schratt hätte ich es gar nicht ertragen, ohne ihn läge ich längst im Schwanenteich. O Gott, hätte er mich

doch nicht zurückgerufen . . .!“ und ich rang die Hände in überwältigendem Leid.

„Else, mein geliebtes Kind, sei ruhig, sei still!“

„Ja, Großonkel, für Dich bin ich ein geliebtes Kind, Du liebst mich, darum lieber, lieber Großonkel, laß mich bei Dir bleiben! Mama findet für Geld und gute Worte hundert Andere, geschickter, geduldiger, besser als ich, denn ich taue nur, wo ich geliebt werde und wieder liebe aus vollem, warmen Herzen, ich taue nur bei Dir, Großonkel, und bei Tante Lehne, darum einziger, guter Großonkel, gib mich nicht fort!“ Und ich umfaßte ihn und legte meine heiße Stirn an seine liebe Brust. Er hob sanft mein Kinn empor und nahm mein Gesicht zärtlich zwischen seine Hände:

„Und einst müßte ich Dich doch fortgeben, gerade wenn Du mir so recht ans Herz gewachsen wärest, und ich wäre wieder einsam, viel einsamer noch als jetzt!“

„Meinst Du, es könne Jemand hierher kommen, der mich zur Frau begehrte, um den ich Dich verlassen könnte . . . ? O nie, Großonkel, nie, denn so lieb wie ich Dich habe, so lieb kann ich Niemanden mehr haben auf der weiten, weiten Welt! O Großonkel . . .“ und ich nahm plötzlich seine Hände von meinem Gesicht und drückte sie leidenschaftlich an meine Lippen, „Großonkel, ich habe eine himmlische Idee! Laß mich Deine Frau werden, dann kann mich Niemand von Dir fortnehmen, und Du brauchst mich ja so nothwendig, wenn Du erst alt und schwach wirst. O Gott, wie ich Dich hegen und pflegen will . . . nicht wahr, Du thust es, Großonkelchen, denn so lieb wie ich Dich habe, so lieb hat Dich doch Niemand auf Erden gehabt . . .!“

„Meinst Du . . .?“ sagte er leise und dann wandte er sich um und blickte durch das Fenster hinüber zum Walde, hinter dem eben die Sonne versank.

Ihre scheidenden Strahlen umflossen seine edle Gestalt und lagen in goldenem Widerschein auf seinem weißen Haar; aus seinen milden Augen aber leuchtete es jetzt plötzlich zauberhaft empor, wie ein Strahl seiner verschollenen Jugend . . .

Ich starrte zu ihm hinüber und dann wick ich langsam zurück, Schritt um Schritt . . . In diesem Augenblick sank es wie Schleier von meinen Augen, und ich erkannte in den glanzumwobenen Zügen dort das schöne Männerantlitze wieder, nach dem ich gestern vergeblich in alle Ferne geschweift.

Der Großonkel war es, den Prinzessin Maria geliebt! Ihm hatte sie eine Königskrone geopfert, um ihn war sie in die Verbannung geschickt, um ihn war ihr das Herz gebrochen, o ich blinde Thörin! Nun wußte ich, wessen Hand die Rosen nicht welken ließ vor ihrem schönen Bilde, nun wußte ich, wohin er allabendlich einsam seine Schritte lenkte, hin zu dem stillen Grab unter der Königseiche . . . und ich . . . !

In diesem Augenblick wandte er sich wieder nach mir um und wollte sprechen, aber ich streckte bittend die Hände gegen ihn aus und schüttelte langsam den Kopf.

„Nicht, nicht, Großonkel,“ sagte ich so leise, daß ich es kaum selbst vernahm, „sage kein Wort, ich weiß ja Alles, Alles jetzt!“

Und dann wandte ich mich um, schlich hinaus wie im Traum und stieg hinauf in mein jetzt verödetes Märchenheim . . .

Am andern Morgen aber stand ich schon in aller Frühe reisefertig vor Tante Lehne und bot ihr ein stummes Lebewol.

„Wie es ihr diesmal leicht wird, der bösen Else — nicht eine einzige Thräne!“ sagte Tante Lehne und trocknete sich die Augen.

Ich nickte still mit dem Kopf, als aber der Großonkel mich begleiten wollte, schüttelte ich in erwachender Herzensangst den Kopf.

„Nein, nein, Großonkelchen, laß' mich allein fahren. Nein, nein, begleite mich nicht diesmal, ich überwinde den Abschied leichter mit einem Male, bleibe drum hier!“

„Nun dann, mein Liebling, mein Sonnenstrahl, lebe wol . . .!“

Er sagte es zum letzten Mal, und als er mich dabei in seine Arme schloß und ich halb bewußtlos vor Herzeleid, mit geschlossenen Augen an seiner Brust ruhte, da tönte es leise in mir: „Und dennoch hat ihn Niemand auf Erden so lieb gehabt, denn ich wäre nimmer von ihm gegangen, nicht um tausend Gide!“

In der nächsten Minute trug mich der Wagen von dannen; als er aus der Allee in den Waldweg bog, wandte ich mich noch einmal zurück, da stand der geliebte Großonkel noch immer an die Steinballustrade gelehnt und blickte seinem „Liebling“ nach, den seine Augen niemals wieder sahen.

Und aber nach schier dreißig Jahren kam ich des selbigen Weges gefahren;

aber gewandelt war Alles um mich her, und doch nicht Alles: leuchtete doch die Sonne noch in der alten Pracht auf die Erde nieder und rauschte der Wald doch noch ebenso friedevoll mir zu Häupten, wie einst in meiner Kinderzeit; nur tönte mir das Lied der Vögel in den Zweigen nicht ganz so freudig mehr; aber wer könnte auch, nach fast einem



Menschenalter, an die Stätte seiner Kinderträume zurückkehren, ohne jenes tiefe Heimweh zu empfinden nach dem, was damals war?

Ich sah auf den Wagen nieder, der mich trug, ich erkannte ihn wol, es war das alte Gefährt; nur tanzte nicht mehr das brausende Biergespinn vor ihm her, das mich einst wie im Fluge nach Großontels Waldschlößchen getragen, und

„Ja, wahrhaftig, ganz die alte Elfe!“ sagte sie und ließ mich endlich los, um mich prüfend zu betrachten, „die Augen leuchten noch ebenso strahlend und die Haare sind noch so goldbraun, wie einst auf dem trostigen Kinderköpfchen!“

„Ja, Tante Lehne,“ sagte ich lächelnd, „und das Blut beinahe noch ebenso heiß und stürmisch wie dazumal...“

„Ei, ei, Frau Professor, das will ich im Interesse des

Zeiten! Vielleicht war das braune Getüfel der Wände ein wenig dunkler geworden und die goldenen Löwen auf den Seitenlehnen des alten Kanapees mochten nicht mehr ganz so herausfordernd blicken, aber sonst war Alles, Alles wie es einst gewesen.“

Dort in der Mitte unter der schönen Hängelampe der große runde Tisch, unsere einstige fröhliche Tafelrunde, ge-



Mutterglück. Nach dem Originalgemälde von Auguste Ludwig.

Er selbst, der damals neben mir gesessen, Er schaute nun lange schon vom Himmel hernieder auf seinen geliebten Wald.

Nun bog der Wagen in die breite Allee, an deren Ende Schloß Waldrub stand.

Wieder glühte der Sonne letzter Strahl in seinen hellen Fenstern, auf dem hohen Schieferdach trippelten die Lauben und auf der Rampe stand, zwar nicht mehr Seine liebe Gestalt, aber dennoch Eine aus jener trauten, alten Zeit...

„O Tante Lehne, liebe, gute Tante Lehne!“ rief ich schon von Weitem, und meine Stimme schwankte zwischen Jubel und Thränen, und als der Wagen vor der Rampe hielt, schwang ich mich fast mit der alten Elasticität über seinen Rand hinab, flog die Treppe hinan und lag im nächsten Augenblick in den Armen der Greisin.

Herrn Gemahls nicht hoffen; aber nun komm hinein, Elschen, der Tisch ist gedeckt und Deine Lieblings Speisen warten auf Dich, ich habe sie nicht vergessen!“

„O, Du Herzenstante Du, aber zuerst laß mich schauen, ob da drin auch Alles noch so ist wie ehemals.“

„Ja, mein Kind, Alles unverändert, nur ich selbst bin gewandelt.“

„Du kleine, eitle, alte Tante! Ich soll Dir wol sagen, daß Dir der Silberspiegel noch besser fast steht, als einst der nußbraune, und daß Deine lieben Augen fast noch so jung blicken, wie zur Zeit, als sich die schmucken Hofherren drin vergasteten! Du bist ja die reine Ninon de l'Enclos!“

„Schmeicheltage!“ und sie öffnete die Thür zu Großontels Wohnzimmer. Ja es war Alles noch wie vor

tragen von den drei bronzenen Drachen, die ihre Schweife immer noch so unlöslich ineinander schlangen; in der Ecke neben dem Fenster der riesige Schreibtisch, an dem ich einst Großontels Verordnungen zu Papier gebracht, in der tiefen Fensternische aber sein großer bequemer Lehnstuhl. Und während Tante Lehne geschäftig hinaustrippelte, in der Küche ihre letzten Anordnungen zu treffen, holte ich das Fußbänkchen aus seiner alten Ecke und stellte es neben jenen Sessel, dann setzte ich mich darauf nieder und lehnte die Stirn gegen das weiche Armpolster, wo einst seine liebe Hand geruht.

Und wieder saßen wir bei einander auf der Terrasse, ich genau an derselben Stelle, wo ich damals den seligen Nößelt so vergeblich studirt, Tante Lehne aber mir gegenüber, „denn,“





Picnik. Nach dem Gemälde von Max Volkhart.



sagte sie, „ich muß gerade in Dein liebes Gesichtchen sehen können, so lange es mir noch vergönnt ist... Wie's mir gefehlt hat und dem Herrn Forstmeister dazu, als Du gegangen warst; ich glaube, er wäre Dir nachgereist und hätte Dich zurückgeholt.“

„O wirklich, Tante Lehne, wirklich?“

„Ja, gewiß! Er saß oft tief in Gedanken versunken in seinem Lehnstuhl, vor dem ich Dich gestern Abend fand, als die Rebhühner aufgetragen wurden, die Du nachher kaum anrührtest; dort saß er jetzt gar oft und ich sagte mir einst ein Herz und fragte: „Fehlt dem Herrn Forstmeister etwas?“ und er sagte leise, als rede er mit sich selbst: „Das Kind, Lehne, das Kind. Ich hätte sie nicht sollen gehen lassen, ich hätte ihre Bitte erfüllen sollen, ich kann es gar nicht vergessen, wie mich ihre jungen Augen so herzbeweglich angeschaut, mein armer Liebling!“

„O, das sagte er, Tante Lehne, genau diese Worte?“ und trotz des Menschenalters voll Freud und Leid, das zwischen mir und jenen Tagen lag, klopfte mein Herz doch noch einmal in sehnlichstvoller Erinnerung.

„Ja, gerade so hat er gesagt, und darauf antwortete ich: „Aber Herr Forstmeister, sie schien doch so ruhig und gleichgültig als sie ging, daß es mich ordentlich verdroß.“ Er schüttelte langsam den Kopf: „Ich dachte doch, Lehne, Sie wüßten, daß man mit dem Herzen weinen kann, auch wenn das Auge trocken bleibt, und solche unsichtbare Thränen, fürchte ich, hat mein Liebling an jenem Morgen geweint.“

„Der geliebte Onkel...“ und meine Stimme zitterte im Nachhall jenes Schmerzes. „Ja Tante Lehne, so war es, als ich damals von Euch fort durch den Wald fuhr. Nur einmal noch in meinem Leben habe ich Ähnliches empfunden, es war, als man den Sarg meines ersten Kindes aus dem Hause trug. Aber Du meinst, Herzenstautchen, er hätte sich auf die Reise gemacht, mich zurückzuholen, wenn...“

„Ja, Elschen, wenn er nicht selbst plötzlich abgerufen wäre zu einer anderen weiteren Reise.“

„O Tante Lehne, das war eine furchtbare Zeit, als die Nachricht kam...! „Das ist Eure Schuld,“ schrie ich verzweiflungsvoll, „er wäre gewiß nicht gestorben, wenn ich bei ihm geblieben wäre; o warum habt Ihr mich von ihm genommen...! Der Arzt rieth eine andere Umgebung für mich an und so folgte ich Cilly's herzlicher Einladung.“

„Und da fandest Du denn auch gar bald Heilung für Dein Leid,“ lächelte die Alte in gutmüthigem Spott.

„Ja, aber nicht so, wie Du es meinst, Tautchen! Denn nicht darum sagte ich „Ja,“ weil er Cilly's Bruder war, auch nicht, weil er so schön und brav wie sonst Keiner mehr ist; nein, nein! sondern weil er ganz, aber ganz Großonkels liebe, milde, blaue Augen hatte, die einzigen, vor denen mein trostiges Herz schmolz, wie Schnee in der Lenzesonne. Siehst Du, so war meine zweite Liebe nur der treue Schatten meiner ersten und so bleibe ich denn für alle Zeiten „im Bann der Kinderträume.“ Und darum auch mag ich sein Grab nicht sehen, so friedlich Du mir's auch geschildert hast, im Schatten jener Königsreihe. Nein, nein, laß mich lieber denken, er sei noch da und könne jeden Augenblick dort aus seiner Thür treten und sich hier zu uns setzen...“

„Du liebes, treues Herz!“

„Ja ich glaube, das bin ich! Zwar habe ich es nie fertig gebracht, die ganze Menschheit an mein Herz zu schließen, aber die, die ich einmal geliebt, könnte ich selbst im Tode nicht lassen. Sätze ich wol sonst nach einem vollen Vierteljahrhundert hier bei der Frau Kastellanin von Schloß Waldruf?“

„Und Gott segne Dich dafür, daß Du endlich meinem alten Herzen noch dies Glück gewährt!“

„Ach Tautchen, wie oft habe ich in dem fremden Lande, nach welchem mein Gatte so bald nach unserer Vermählung berufen ward, mich gesehnt nach diesem Walde und seinen erinnerungsreichen Stätten! Und als der Arzt sagte, Londons Nebel seien zu schwer für meine angegriffene Brust, da bat ich ihn, mir „deutsche Waldluft“ zu verordnen. Aber es war nicht leicht, einen ganzen Sommer meinem Gatten abuschmeicheln, der sich durchaus nicht von mir trennen wollte. Du siehst daraus, Tautchen, was für ein Engel ich sein muß. Aber endlich, als auch Cilly liebevoll ihn drängte und versprach, des Hauses Sorgen in ihre milde Hand zu nehmen, gab er nach. Ich flog über den Kanal in einem Anfall von wahren Schweizerheimweh und eilte zuerst in mein Vaterhaus! Ich fand sie nicht mehr, die Theuren, deren Werth ich erst in später Liebe erkannt, dafür aber in des seligen Vaters Amt und Erbe den Bruder, der aus einem ungezogenen kleinen Schlingel zu einem prächtigen Manne herangeklimmt, schon längst mir und meinem Gatten in inniger Freundschaft verbunden ist, und dann eilte ich hierher, an die Traumnstätte meines Kinderglücks... und da bin ich nun, Tante Lehne, und darf bei Dir bleiben, bis des Sommers letzte Rose verblüht ist!“

„Du Herzenstind! und ich will mich wieder verjüngen in Deiner lieben Gesellschaft!“

Und der Sommer schwand, das letzte Ferienidyll ging zu Ende! Noch einmal hatte ich die Kunde gemacht durch alle Räume, durch die mein Kinderfuß so oft sorglos gehuscht; nun stand ich, schon reisefertig, am Fenster jenes blauen Traumgemachs, das einst Großonkels Güte mir geschaffen und Tante Lehnens Sorgfalt so duftig frisch bewahrt, als hätte ich's vor Kurzem erst verlassen. Selbst das Blättermeer, die grünende Traumbahn, war frei gehalten worden bis zu dem goldgefärbten Horizont, und auf ihr war auch in diesem Sommer die ewig junge Phantasie gar oft hinausgeschweift bis zu jenen Gefilden, zu denen der sterbliche Fuß den Pfad ja nimmer findet...

Noch einen letzten Blick sandte ich jetzt durch den grünen Waldring, dann schloß ich die Thür und stieg langsam hinab zur Halle.

„Und nun, Tante Lehne, das böseste aller Worte, wenn man es zu denen sagt, die man liebt: „Lebe wol, Herzenstante, lebe wol!““

„Gott geleite Dich, mein Liebling, mein Herzenstind! Nun mußt Du all die Worte, die Du einst so gern gehört, noch einmal über Dich ergehen lassen, leider nur aus anderem Munde!“

„Aber es ist auch der einzige nach jenem, aus dem ich sie hören könnte!“ und ich schritt an der lieben Hand die Freitreppe hinab und stieg in den Wagen, der mich sogleich von dannen trug. An der Waldecke wandte ich mich auch diesmal zurück: da stand wieder an der Steinballustrade eine liebe alte Gestalt und schaute ihrem „Liebling“ nach, den auch ihr Auge nimmer wieder sehen wird —

„Denn abermals nach dreißig Jahren  
Werd' ich nicht mehr des selbigen Weges fahren!“

Allein.

Farbloße Nebeltage! —  
Ich bin allein, allein.  
Trüb tönt des Sturmes Klage,  
Der Regen rauscht daren.

Verhüllt, mit müden Sohlen,  
Nacht sternlos die Nacht.  
Es stirbt der Tag verlohnen,  
Der Keinen froh gemacht.

Im Herd verglühn die Reiser,  
Nur über Wand und Schrein  
Irrt ein verlornes Leiser,  
Blakrother Flammenschein.

Die Uhr im Erkerzimmer  
Hebt aus zu heifrem Schlag. —  
Wie gern schied ich für immer  
Mit dir, du fahler Tag!

Frieda Schanz.

Das Malen auf Glas mit schmelzbaren Farben.

II.

Köln war schon sehr früh eine Pflegestätte der Glasmalerei. Merkt in „Die Kölner Malerschule“ erzählt, wie Albertus 1160 in der alten hlligen Stadt diese Kunst getrieben hat, wie ein Arnold von Köln 1240 in Lyon gearbeitet; auch den Namen des muthmaßlichen Schöpfers der nördlichen Dombilder führt er an. Domvikar Schmittgen, der gründliche Alterthums- und Kunstkenner Kölns, schreibt den Kölner Meistern vor allen Dingen die Entwicklung und Verbesserung des Silbergelbs zu, sowie die vollkommene Compositionsweise für die Bilder und deren Einfügung in die Pfosten der hohen gothischen Fenster. Es ist Thatsache, daß Deutschland seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts auch eine Malerei auf Glas, nicht wie bei der Mosaikmalerei mit Glas hatte. Die Erfindung anderer Schmelzfarben, die durch Einbrennen auf das Glas befestigt wurden (Metalloxyde), hatte dazu den Anlaß geboten. Zu gleicher Zeit entwickelte sich die Technik des Herausgleitens von Mustern aus den Ueberfanggläsern, die sog. Schweizer Manier der Glasmalerei; ja man kam selbst dazu, durch Auftragen einer zweiten Farbe auf die Rückseite eines bereits bemalten Glases noch eine dritte hervorzubringen, z. B. vorn gelb, hinten blau, und dadurch ein neues, schönes Grün zu erzielen. Die Erfindung der neuen Schmelzfarben wird durch eine nicht hinlänglich bewiesene Tradition Johann van Eyck zugeschrieben, als ob man ihm, dem wir mit seinem Bruder den neuen Frühling der germanischen Kunst verdanken, auch diese Neuentwicklung zuschreiben müßte.

Schon um die Mitte des XIV. Jahrhunderts finden wir die gemalten Fenster auch als Zierde von Wohnhäusern angewandt. Auf diese trug man die Darstellungen von „Bild oder gewechs oder woben“ (Wappen) über. Ja, die letzteren, die Wappen, wurden bald der eigentliche Inhalt der Glasmalerei. Und im Gegensatz zu der kirchlichen Malerei wurde jetzt selbst bei der reichsten Figurenmenge meist nur eine einzige Scheibe des Fensters gemalt.

Bald entschlüpfte die Kunst des Glasmalens den Händen der Geilichkeit und wurde ein bürgerliches Gewerbe. Maler und Glaser werden hinfort immer zusammen genannt. Selten sind aber die Maler auch Glasmaler. Und je höher sich die Delmalerei zum Range der Kunst erhob, desto tiefer sank die Glasmalerei zu einem bloßen Handwerk herab. Ja, die Glasmaler entwarfen sich meistens ihre Zeichnungen zu den Gemälden, die sog. Vistrunken, nicht mehr selbst, sondern ließen

sie von Malerhand anfertigen. Berühmte Künstler, wie Ghiberti, Dürer, Holbein, Rafael haben solche Entwürfe zu Glasbildern geschaffen. Die oft nur zufällige Wahl eines Delbildes oder Kupferstichs zur Uebertragung auf Glas trug nicht wenig zur Verschlechterung der Technik bei. Denn die vielen dadurch nötig gewordenen Farben waren nicht alle der Art, daß sie sich für immer festbrennen ließen, und so ist der frühe Untergang manches einst gepriesenen Glasbildes zu erklären.

Ein echt mittelalterliches Verfahren fand jetzt auch ver spätet in der Glasmalerei Eingang: die gegenbildliche Zusammenstellung von Personen und Ereignissen des alten und des neuen Testaments, der heidnischen Sagenbildung und der biblischen Geschichte. Damit hielt auch die Vorliebe für dramatische Darstellung Einzug in die Glasmalerei und vollendete deren Rückschritt seit der Ablösung von der kirchlichen Baukunst.

Waren die Hauptpflegestätten der kirchlichen Glasmalerei bisher am Rhein gewesen, so trat sie jetzt als bürgerliche Kunst, in buntem Fensterschmuck der Wohn-, Rath- und Zunfthäuser hauptsächlich in den Niederlanden auf. Freilich sind die Perlen der niederländischen Glasmalerei auch jetzt noch Kirchenfenster, wie die der St. Johanniskirche zu Gouda. Die meisten davon, 29 von den 44, stammen von den Gebrüdern Crabeth und deren Schülern.

In Deutschland sind es die Pflegestätten stolzer Bürgerlichkeit, wie Augsburg und Nürnberg, in denen die neue Glasmalerei, die wir analog den übrigen Kunstzweigen auch Renaissancemalerei nennen, sich zeitigte, wo die heraldischen Bilder selbst in der Kirche Platz fanden.

Eine bevorzugte Pflege fand die Glasmalerei schon im XVI. Jahrhundert in der Schweiz. Wohn- und Gesellschaftshäuser zeigen dort zahllose alte Wappenschilder in ihren Fenstern; so in Bern, Basel, Zürich, Schaffhausen u. a. a. D.\* Johann Fichtart konnte mit Recht als Eigenheit der Schweiz anführen: „gemalt Fenster und Glasmaler im Schweizerland“.

Der dreißigjährige Krieg beschleunigte mit seinen alle Cultur vernichtenden furchtbaren Störungen auch den Verfall der Kunst, und der Geist der sogenannten „Aufklärung“, die den milden Dämmererschein im Innern der Heiligthümer nicht ertragen konnte, vollendete den Untergang der einst so gefeierten Kunst. Nur England hielt an der alten Glasmalerei mit Unhänglichkeit fest.

Beinahe zwei Jahrhunderte lang schloß nun die schöne Wunderblüthe dieser Kunst, und die Vereitung der Farben wurde ein Gegenstand der Geheimthuerei und umherstastenden Nichtwissens. Schon im XVII. Jahrhundert waren ernsthafte Forschungen nötig, um das tiefrothe Glas der früheren Meister neu zu entdecken;\*\* bis endlich mit der Zeit der Romantiker auch wieder der Sinn für die Denkmale des Mittelalters erwachte und mit ihm die Lust und das Wohlgefallen an Glasmalereien.

Michael Sigismund Frank war es (geb. 1770 in Nürnberg), der nach fünfjährigen beharrlichen Versuchen im Jahre 1804 die Glasmalerei wieder entdeckte und einführte. Nach vierzehnjähriger unermüdlcher Arbeit von seiner Seite kaufte ihm endlich die bayerische Regierung das Verfahren ab, und die Fabrication und Glasmalerei siedelte nach München über. Die Gebrüder Boisseré, Goethe, Lavater und Andere hielten schützend ihre Hand über die neuentstandene Kunst und gaben ihr ihren Segen mit auf den Weg. Seit jener Zeit entstanden aller Orten Glasmalereien, die alle die neuererschlossenen Wunder der Chemie in den Dienst der Farbenbereitung nahmen und dadurch jene leuchtende Gluth hervorbrachten, die die neuen Glasgemälde auszeichnet. Die immer steigende Vorliebe für künstlerischen Zimmerschmuck gab reichliche Beschäftigung, und heute bietet die Glasmalerei ihr farbiges Licht, ihre gluthvolle Schönheit schon jedem Hause, in dem Kunstsinn heimisch ist.

Wie zuvorkommend viele der ersten Glasmaler mich unterstützten und beriethen, mir Originalzeichnungen zum Zweck der Veröffentlichung zusandten oder für die Zukunft zusagten, — das beweist, daß man auch die Frauenhand und der Frauen künstlerischen Sinn für fähig hält, jene zierlichen Bilder zu schaffen, in deren Scheine es sich lebt wie unter Regenbogenstrahlen.

Auf meine Anregung ist bereits der Unterricht im Glasmalen für Damen in Antwerpen eingeführt; aus Münster i. W., Nürnberg, Wiesbaden und andern Orten berichtet man mir, daß sich ebenfalls Kurse vorbereiten. In dem unter meiner Leitung stehenden Victoriaalycäum zu Köln ist seit October 1883 der Unterricht ins Leben getreten und sind bereits hübsche Arbeiten geschaffen worden. Das Kunstgewerbemuseum in Berlin hat mir die Ehre erwiesen, eine h. Cäcilie, auf einem für unser Musikzimmer bestimmten Fensterflügel, anzustellen.

Eine kurzgefaßte Anleitung zum Glasmalen wird binnen Kurzem erscheinen. Jede an mich gestellte Frage über die schöne Kunst, über Farben, Vorlagen zum Malen u. s. w. werde ich jeder Zeit gern beantworten, soweit ich es vermag.

Daß ich übrigens nicht die erste Frau bin, die sich literarisch und praktisch für die Glasmalerei interessirt, beweisen im XVI. Jahrhundert eine Nonne aus dem St. Katharinenkloster zu Nürnberg, die in ihrem „Deutschen Büchlein über alle Kunstübung jener Zeit aufgesetzt“ auch eine Anleitung zum Glasmalen und Glasbrennen gab; beweisen auch die im Anfang desselben Jahrhunderts im Kloster Wienhausen bei Celle von einer Laienschwester Alheid Schrader's verglasten und bemalten Fenster; beweisen mannichfache kleinere Glasgemälde, die auch in der Neuzeit von Frauenhand angefertigt worden sind.

Lina Schneider.

Pariser Brief.

Nachdem ich in meinem letzten Briefe mit Ihnen soviel über die Blumen- und Landschaftsmalerei auf Glas besprochen habe, erbitte ich mir heute — ich gestehe es gleich von vorn herein — für einen minder heiteren, doch aber nicht minder wichtigen Gegenstand das Wort. So betrübt die Sache ist — sie läßt sich von unserer Unterhaltung nicht länger ausschließen: die Monotonie der modernen Küche, ihr Ver-

\* Glas-Industriezeitung Diamant Nr. 10: Ueber die mittelalterliche Glasmalerei in der Schweiz. Von Wilhelm Spiegel.  
\*\* Geffert, Geschichte der Glasmalerei, S. 192 und folgende.



fall, der Mangel schöpferischer Initiative, die einer idealen Kunstleistung hochsprechende Gasfabrikation der Gerichte, nöthigen mir sehr ernste Betrachtungen auf, Betrachtungen, deren Melancholie durch den unlängst erfolgten Tod des berühmten Duglère, des Kochvirtuosen und mehr als das, des culturnarischen Dichters des Café anglais nur noch erhöht wird. Mit ihm ist die gute alte Zeit, die Tradition Batel's, dieses Königs der Küche, der sich entleerte, weil der See-fisch aus Dieppe ausblieb und dadurch ein großes „vide“ in dem Menu seines fürstlichen Herrn entstand, abgeflohen, mit ihm hat die Gastronomie ihren edelsten Repräsentanten verloren. Er, der große Erfinder der Seezunge à la Morny, des potage Germiny und zahlreicher anderer Gerichte, deren bloßer Name den Gaumen des Pariser Gourmand in denselben ekstatischen Zustand versetzt, wie eine von der Patti vorgetragene Arie das Ohr des musikalischen Feinschmeckers; er, dessen Können man mit einem Gehalt von fünfzehntausend Francs ehrte, der einstige Koch Rothchild's, der Freund Cardme's, ist nicht mehr! Meine Leserinnen kennen natürlich alle den berühmten Cardme, dessen Name, vom Gott des Zufalls unglücklich genug gewählt, jeden Gedanken an eine Fastenzeit ausschließt. Es war der Koch des berühmten Talleyrand, des größten Feinschmeckers seiner Zeit, der die Verwendung der Trüffel erdacht und ihr den ersten Platz unter den Delicategen der modernen Tafel erobert hat. Aber selbst diese Tradition geht verloren. Man hat verlernt, das rechte Maß zu halten. Man überlabet heute die Gerichte mit dieser köstlichen Würze. Von der Suppe bis zum Dessert nichts als Trüffel! Das ist der Materialismus, der die Poesie erdrückt hat, wie die Massenwirkung der modernen Ferien die lieblichen Tanzpoeme des Ballets. Schnelle Zubereitung der Speisen und diese in Massen, das ist die Lösung der modernen Küche, die sich nicht mehr durch das Genie ihrer Künstler verjüngt, sondern in aller Herren Ländern Anleihen macht und jedes charakteristische Gepräge, jede pikante Eigenart verliert. Mit der Gluth des Cafés, die man denjenigen der Äquatorzone vergleichen könnte, wird der zarte Saft, der Geist des Fleisches, wenn ich so sagen darf, aus dem rothigen, korallenartigen Geäder brutal herausgerieben, und mit dem Monstreconcert der endlosen Gänge das ästhetische Wohlbehagen aus der Brust der Tafelnden. \*Nach einem guten Diner, dessen Bestandtheile sich wolcombinirt und immer von Neuem appetitregend ablösen, wie die Acte und Scenen eines gut gearbeiteten Theaterstücks, müssen wir uns leicht, heiter und angeregt fühlen, und nur die physiologische Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit weiser Mäßigung darf uns von einem erneuten Tafeln zurückhalten; heute liegen die Dinge umgekehrt. Die mächtigen, farblosen, mit braunen Saucen verunstalteten Fleischmassen, die moreaux de résistance, die fortwährend wiederkehren, erzeugen ein schmerzliches Unbehagen und eine — dickflüssige Conversation. Das Gastmahl ist entzaubert, schläfrig und geräuschvoll zugleich, wie die Orchestermusik, die mit den Elephantenfüßen ihrer Bedienten und Pauken den Sylphenreigen zerstampft, der sonst die schimmernden Blumenauflüge und funkelnden Lustres umgankelte.

Meine Leserinnen werden vielleicht lächeln, daß ich von einer Wechselbeziehung der Gastronomie und der Poesie spreche; aber können Sie nur nach, denken Sie an die Romane Bulwer's und preiswürdige Werke anderer Dichter. Poeten, Redner, Historiker, sogar pedantische Grammatiker haben es nicht verschmäht, verstopfen den Deckel des Kochtopfs zu lüften und sich an dem lieblichen Duft der Küchenalchemy zu berauschen. Die berühmteste Memoiren-schreiberin der Franzosen, Frau von Sévigné, spricht in ihren Briefen mit wahrem Enthusiasmus von ihr und als ihr das tragische Ende Batel's berichtet wird, bricht sie in Thränen aus. Wie es heute bei uns Wagnerchwärmer gibt, die ihn, um seiner Kunst willen, auch der Leitung eines Staates für fähig gehalten hätten, so jene ewig junge Schriftstellerin den großen Batel um seiner Kochkunst willen. Mit welcher Leidenschaft rühmt sie das Olivenöl, als edleren Ersatz der ordinären Butter, spricht sie von der Ralsuppe, von dem Honig von Narbonne im Kaffee statt des miserablen Zuckers. In jenem mächtigen Schloß von Grignan, dessen maitre d'hôtel zwanzig Köche und unzählige Küchenjungen commandirt, scheint sie sich nicht, die weiße spitzenbesetzte Schürze selbst vorzubinden, die Suppe abzuschöpfen und dem Chef ins Handwerk zu pfeifen. Und ich möchte darauf wetten, daß man der schönen Herrin gern gehorcht hat. Und nun frage ich: wo findet sich noch heute in Paris eine Hausfrau, die ihre zarten Füßchen mit den Steinplatten der Küche in Berührung bringen möchte?

Also — beängstigende Monotonie in den Mahlzeiten, das ist das Leiden unserer Zeit! Was helfen uns die paar Neuerungen, daß man z. B. nach der Bouillon, die man jetzt in Tassen zu serviren anfängt, keine hors d'oeuvres mehr gibt, jene kleinen, appetit-reizenden Bagatellen, wie Sardinien, Anchovis, Radieschen, Oliven, Melonen und dergleichen, weil sie den stofflichen Tendenzen unserer materialistischen Zeit nicht mehr genügen? Was hilft's, daß man jetzt anfängt, die Austern vor der Suppe zu essen, daß man den Salat oft schon an erster oder zweiter Stelle servirt oder der schweren Gänseleberpastete den Platz zwischen Braten und Salat anweist und häufiger als früher kalte Fleischreleves auftragen läßt? Alles das sind Variationen, aber keine Erfindungen. Die modernen Mahlzeiten gleichen in der That jenen sogenannten „künstlerischen“ Matinées oder den Programmen der Soirées, in denen ernste und leichte Musik, komische Vorträge, womöglich Wettkämpfe mit dem Floret, wie ich es einmal in Dieppe gesehen habe, stills durcheinandergewürfelt werden, statt daß man ein organisches oder wenigstens harmonisches Ganze zu geben bemüht wäre. Man will eben durch buntes Allerlei die innere Lebensöde ersetzen, und so mag sich denn wol auch die neueste, freilich noch wenig entwickelte Sitte des rothen Herrenfracks aus Sammet aus dem Vestireben erklären, die blickeine Langeweile der Salons durch bunte Schmetterlingspracht hinwegzujagen. Der Vorwand dieser Neuerung, die Kellner und Diener stolziren ja ebenfalls in jenem schwarzen Unterfrack umher, scheint mir jedoch nicht recht stichhaltig; wird es doch nicht lange dauern, daß jene Herren Parias die Gesellschaftsbramanen imitiren werden, wie die Kammerjungfer ihre Herrin, und dann ist's wieder beim Alten, sintemalen es Gesellschaftsklassen und ein Trachtenverbot, Gott Lob, nicht mehr gibt.

Marguerite Verlynbe.

Literarisches.

Ludwig Ziemssen hat eine Sammlung seiner letzten novellistischen Erzeugnisse unter dem Titel „Zum Tageschluss“ in 3 Bänden herausgegeben (Berlin, Verlag von Leonhard Simion); eine Fülle von Material auf einmal, welcher, wie von selbst, der Wunsch sich in den Weg stellt, hier sich gelegentlich die Eigenart dieses immer gern gesehenen Erzählers einmal gründlich klar zu machen. Keine

Bazarleserin wird es bereuen, die nachfolgenden Bemerkungen mit den drei Bänden in der Hand controlirt zu haben, wenn sie nicht etwa zu jenen modernen Geistern gehört, denen der Heuschreckenstil des französischen Feuilletons — ebenso gern möchte ich Bijouteriestil sagen — mit seinen sprunghaften Ueberrassungen und seinem nervösen Funkeln und Blendenden die Höhe novellistischer Darstellung bezeichnet. Modern in diesem Sinne ist Ziemssen nicht. Nichts ist bei ihm nervös, hastig, wirbelnd, stützenhaft. Auch der Kreis von Gestalten, welche sich vor uns bewegen, hat mit diesem Wesen nichts zu thun. Da gibt es keine besonderen Originale, Teufel, Don Juans — nichts von geistreichem modernen Eigenthum; kaum von fern taucht irgendwo ein Bösewicht auf. Ebenso steht es mit dem Gedankeninhalt, mit den Novellenproblemen wie den gelegentlich entwickelten Bruchstücken der Weltanschauung des Novellisten. Nichts Ueberrassendes und Verwunderliches, kein Schopenhauer und dergleichen. Diese Novellen sind wie schöne stille abgelegene Gärten hinter vornehmen Häusern. Vornehme, gute, schöne Menschen bewegen sich darin, große kluge Geister mit idealem Flug, andre voll lebenswürdiger Schalkhaftigkeit und Munterkeit. Und das Alles nicht kränzlich, sondern natürlich und gesund, vielleicht hier und da zu weich, im ersten Band sogar ein wenig sentimental; und doch kann man nicht sagen, daß man in dieser fast befremdlichen Welt von Maß und Schönheit nicht interessiert und angeregt würde; manche zu breite Schilderung, namentlich Natur- und Charakterdarstellung, empfindet man nirgends das Bedürfnis, zu überschlagen. Namentlich die späteren Sagen haben selbst etwas Aufregendes. Niemand aber verleugnet sich der Grundzug des Ganzen: stets hat man die Empfindung, daß hier ein feiner, sinniger, durchgebildeter Geist sich in bewusstem Bilde genug thut, mit dem Wunsch im Hintergrunde, sich und Anderen Freude zu machen, reife Beobachtungen und Erfahrungen in reifer Form zu verkörpern — Alles in Allem Geist und Herz wolthuend zu beschäftigen. Ziemssen ist ein überwiegend subjectiver Erzähler mitten unter unsern modernen Realisten, und zwar ein durchaus optimistisch und idealistisch angelegter. Die Konflikte sind diejenigen, in welche Herzensgüte und herzgewinnende edle Naturen durch Verhältnisse oder augenblickliche Verirrung kommen, und sie lösen sich erquicklich mit einem Triumph der Vorsehung oder der guten Sitte und einer zartbesaiteten Moral — in letzterem Fall durch Thränen- und qualvolle Reue und Buße, und wo diese nicht genügt, um ein sanftes Ausklingen zu verstaten, wie in dem „Retten-den Bilde“, durch unfreiwilligen Tod. Das Böse strahlt sich an dem wirklichen Bösewicht, aber wenn möglich auch hier mit verständlichem Ausklang. So lebenswürdig empfindet dieser Erzähler. Die Darstellung ist ungemein intim, sorgfältig individualisirend; auch die Sprache ist mit großer Sorgfalt behandelt, es ist Stil darin. Manche geistvolle Gedankenentwicklung bezeugt den feinen denkenden Kopf. Zu tadeln wäre, wie bemerkt, manchmal ein wenig Ueberweichheit und Ruhelosigkeit, was sich jedoch nur im ersten Bande unangenehm fühlbar macht, und hier und da eine gewisse Breite, namentlich in entwickelten Partien, welche leere Stellen im Zeitverlauf der Handlung überbrücken. Auch wird sich nicht leugnen lassen, daß lauter idealistische Helben und Heldinnen von überwiegend zartem Empfinden etwas unter der „Monotonie der Schönheitslinie“ leiden. Sie haben mehr Verwandtes als Trennendes. Bei den lebenswürdigen Nebenfiguren, auf deren Charakteristik nicht viel Fleiß verwendet werden kann, zeigt sich das noch schärfer: der gutmüthige und anfängliche Diener kehrt fast identisch wieder. Diese Figuren haben überhaupt bei Ziemssen etwas Conventuelles, selbst Triviales. Doch Mängel hat alles irdische Ding, und wenn joweil Feines, Gutes, Anheimelndes dabei ist, wie bei diesen Novellen, läßt man sich gern gefallen. Das ist vor Allem wieder einmal eine bedeutsame Arbeit, welche man der Jugend und um ihrer ganzen Eigenart willen besonders der weiblichen Jugend gern in die Hand geben möchte. Mögen sich das die Mütter unter den Bazarleserinnen gesagt sein lassen.

„Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 1848 — 1871.“ Das ist der Titel eines außerordentlich interessanten und inhaltreichen Buches, welches wir unsern Leserinnen zu eingehender Lectüre recht warm empfehlen möchten. Sie haben keine trockenere, nur für Fachkundige eigentlich verständliche Darstellung der militärischen Zustände Deutschlands während des genannten Zeitraums zu befechten. Was in den beiden trefflich geschriebenen Bänden geboten wird, ist ein höchst anziehendes Zeitgemälde unserer nationalen Entwicklung, entworfen von einem hannoverschen Offizier aus vornehmer Familie, der, was er selbst erlebt und beobachtet hat, — in zwei deutschen Staaten, die durch ihre Stellung zur nationalen Idee besonders interessant erscheinen und in Verhältnissen, die einen besonders intimen Einblick in das Leben und Streben maßgebender Kreise ermöglichen — klar und anschaulich, mit gewinnender Offenheit, und in so anziehender Form schildert, daß der schon auf den ersten Blättern lebhaft interessirte Leser sich nur schwer von dem Buche zu trennen vermag. In erster Linie sind es Bilder aus der hohen hannoverschen Gesellschaft, die der Verfasser vor uns aufrollt. Das Leben in einer vornehmen, personenreichen Familie, deren Verzweigungen sich über einen großen Theil des Landes, und deren Beziehungen sich hinauf bis in die unmittelbare Nähe des Thrones erstrecken, wird mit reizender Frische und vielem Humor gezeichnet. Man gewinnt die tiefsten Blicke in das so verhängnißvolle Wesen des sogenannten „Welsenthums“, sieht durch starre Verblendung, genährt von bösen Rathgebern, das Verderben nach und nach heraufbeschworen, erlebt aufs Lebendigste die Katastrophe und nimmt nun, für die vielen Persönlichkeiten des Buches längst warm interessirt, den lebhaftesten Antheil an der Gestaltung ihres Geschicks, an dem Umschwung in den Verhältnissen des Landes, vor Allem an dem Loos des lebenswürdigen und mannhaften Erzählers, der vor eine Wahl zwischen Abschied und Uebertritt in die preussische Armee gestellt, aus tiefster Ueberzeugung von der großen historischen Mission dieses Staates, sich für letztere Eventualität entscheidet und, dem Schmerz um den Wechsel der Dinge im Heimathlande tapfer bekämpfend, sein Leben und seine Kräfte hinfort der Zukunft eines zu gründenden großen deutschen Vaterlandes zum Opfer bringt.

Ein Buch, nachdenklich zu lesen und innerlich zu beherzigen! Wir haben nicht viele Seinesgleichen.

\* Wiesbaden. Berl. von J. F. Bergmann. 2 Bde.

Unsere Illustrationen.

**Mutterglück.** Nach dem Originalgemälde von Auguste Ludwig. Es gibt gewisse Gegenstände der bildenden Kunst wie der Poesie, welche, so lange die Menschheit besteht und bis „der letzte Dichter der letzte Mensch“ das „alte Erdenhaus“ verlassen hat, immer wieder ihre Bearbeiter finden und immer der Theilnahme, des Interesses der zu unserer Gattung Gehörigen sicher sein werden. Unter diesen „ewigen“ Stoffen der Kunst steht der dieses Ludwig'schen Bildes, „Das Mutterglück“, welches identisch ist mit dem „Kindesglück“, in erster Reihe. Unendlicher Variationen ist seine Behandlung und Darstellung fähig. Von der altägyptischen Gottesmutter Hathor-Isis mit dem jungen Horus an der Brust und der „Söttern ebenbürtigen“ Himmelskönigin, die mit dem weiterläufigen Knaben auf dem Arm, von Engelchören umgeben, im strahlenden Aether auf Wolken schwebt, bis zum armen jungen Tagelöhnerweibe, das seinem Kinde die Brust reicht und ihm zärtlich zulächelt, — welche Stufenleiter von Erscheinungsformen des gleichen Inhaltes! Die ewigen Grundempfindungen der Menschennatur, auf denen deren Existenz beruht, „Hunger und Liebe“, sind mächtig in jedem Wesen unserer Gattung, welcher Klasse, welchem Volk, welcher socialen Schicht dasselbe auch angehören und in welche Stoffe und Trachten es sich hüllen möge, und manifestiren sich in Jedem. In den Arten dieser Aeußerung allerdings sind die Unterschiede groß und mannigfaltig, selbst bei gleicher Energie und Aufrichtigkeit des Gefühls. Die begabte Materin unseres Bildes, die so manche deutsche Kunstausstellung schon mit den anmuthigen Erzeugnissen ihres zarten und lebenswürdigen Talentes geschmückt hat, schildert hier das Glück einer jungen Mutter der „günstiger situirten Vinderheit“ unserer Tage, ein Doppelglück. Der Mutterliebe läßt man gern das Vordrecht, das man der Liebe von Mann zu Weib und von Weib zu Mann bestreitet: sich gleichzeitig in gleicher Stärke mehr als nur einem Gegenstande zuwenden zu können. Die Mutter- (resp. Vater-) und Geschwisterliebe ist immateriell. Sie ist keine Gabe, welche in kleinere Portionen zerlegt werden muß, damit jeder Empfänger ein gleiches Maß derselben erhalte. Die Mutter darf das eine süße Kleine auf dem rechten Arm tragen und mit innigster Zärtlichkeit an ihr Herz drücken und, von seinen Nerven umschlungen, doch zugleich das Gesicht zu dem anderen älteren Schwesterchen des Jüngsten liebend herabneigen, mit der freien Linken das reich umlodete blonde Köpfchen fassen und die sebenden üppigen Haare streicheln. Keinem von Beiden geschieht damit ein Abbruch. Die schönsten Sommerblumen hat das Töchterchen draußen auf der Wiese gesucht und gepflückt und trägt nun die bunte Beute: Sternblumen, Theernelken, Nothrosen, wilde Gerstenähren, blaue Glockenblumen, einen ganzen Arm voll, herbei, um sie dem kleinen Bruder zu reichen. Der lächelt ihr wol zu und freut sich daran. Aber die kleinen runden Arme, die sich eng um den Hals der Mutter schmiegen, mag er nicht loslassen, um nach den dargebotenen Blumen das Händchen auszustrecken. Mutterwange ist so weich und warm und duftet ihm süßer als alle Pracht des Frühlings in Feld und Garten.

L. P.

**Picnik.** Nach dem Gemälde von Max Volkhart. Ein Picnik vor hundert Jahren! Welch ein heiteres Bild voll unbekümmerten Lebensgenusses. Diese muntere Gesellschaft ahnt noch nichts von dem drohenden Herausziehen jenes furchtbaren Gewitters, genannt Revolution, das doch schon den Horizont zu umblitzen beginnt; seine schreckenden Vorböten, den ferne rollenden Donner, übertönt sie mit ausgelassenem Gelächter und zärtlichem Lautenspiel, mit Gläserflirren, Pläubern und Gesang. Vivo la joie! Das ist die Parole dieses entzückenden Tages, unter den hohen Bäumen des reizenden Waldes von Fontainebleau sorglos genoßen; vivo la joie! lacht aus Aller Mienen, aus der graziosen Munterkeit der Damen, der schwärmennden Zärtlichkeit der Herren, aus dem behaglichen Schmunzeln des Gourmands in englischen Stulpenjacketen, aus der salbungsvollen Zufriedenheit des Herrn Abbé — vivo la joie! und fort mit den grämlichen Bedenken schwerblütiger Staatsphilosophen und trübselnder Finanzminister! So gar bald wird ja diese schöne, bunte, lustige Welt des Vergnügens nicht zusammenbrechen! Hat sie so lange gehalten, überbarnet sie auch wol noch diese sorglos genießende übermüthige Gesellschaft! — Oder nicht? — Nun denn — dann heißt's mit Grazie vom Festmahl des Lebens zurücktreten und Unabweisliches mit Würde tragen! Inzwischen heißt man beim „vivo la joie!“



„Nichts Neues,“ lauten die lakonischen Berichte über den modischen Theil des mit Spannung erwarteten, großen Tages von Autcutl: eine bittere Enttäuschung — so heißt es — für die Confectionäre und Couturiers, die mit Hangen und Bangen diesem eigentlichen „Modemarkt“ entgegenjahen, um die hier als muszerglitzig functionirten Toiletten für die Babe- und Reifejahre zu erlauschen. In dessen ganz so entmuthigend wirkt dieser Ausfall, dem uns von kompetenter Seite zugegangenen Commentar nach, denn doch nicht! Viel Glanz, viel Schönheit, viel Geschmack war vertreten; doch alle vorgeführten Toiletten waren nur die abermalige Bestätigung der anmuthigen, typisch gekennzeichneten Frühjahrs-toiletten, die in der Majorität den Sieg über Extravaganz und Absurdität davontrugen. Somit wird die rollende Woge der Mode jene als den Ausbruch des guten Geschmacks und der Eleganz von Ort zu Ort führen. Der surah glacoé, der mit Sammet-broché gemusterte surah und der surah changeant haben vortugsweise Toiletten geliefert, im Genre glatter oder wenig garnirter Rod, bauschige, hochgeraffte Tunika, hinten tiefe, in senkrechten Linien abwärtsgehende Falten oder zwei bis drei übereinander tretende gefaltete breite Bolants, Röcke imitirend, gehalten sind. Mit Gemuthigung muß hierbei constatirt werden, daß die Journüre, die bis



zum Uebermaß bereits erschien, sehr im Abnehmen begriffen ist, zum mindesten augenblicklich auf ein bescheidenes Volumen beschränkt wird. Auch hierin liegt wiederum, wie in dem Charakter der diesjährigen Toiletten, ein Botum für Vereinfachung des Geschmacks, der namentlich für das Garderobereffort unserer jungen Welt ziemlich strenge Vorschriften erlassen dürfte.

Unter den Farben dominiert wieder einmal die Nuance „marron“. Um für die Reifezeit ein Costüm einheitlichen Werthes zu erzielen, hat man ein grobes, starkes Wollgewebe fabricirt, das in klösterlich-einfachen Genre und in genannter Farbe denn auch „Gewand des heiligen Bruno“ genannt wird (bure de St. Bruno). Es gibt aber in der Textbranche daneben noch Büres Coyales, die aus besserem Material gefertigt, und in ihrer äußeren Erscheinung nicht so streng einsteiferischen Charakters, die Monotonie der Farbe durch Kettenstreifen von gelber und rother Seide oder auch durch Passepoil von marron- und weißgestreiftem Stoff zu unterbrechen erlauben. Zumeist aber werden diese Costüme (und sie sind für Reifezeit, Gebirgstouren u. s. w. höchst praktisch) aus einem rings um die Hüften gefalteten Rock, runder, anliegender Schoktaille und kleiner Pelervine gefertigt (s. Abb. Nr. 1). Bei gestreiftem Stoff bringt man den helleren Streifen nach innen, d. h. zwischen die Falten, wodurch ein hübscher Effect erzielt wird; es eignen sich hier für Toiletten in zwei Nuancen Blau, in Grau oder Granatrot. Auch das moderne „härene“ Gewand aus poil de chèvre, Mohair, Alpaca, Bison, obgleich so eng verwandt, mit Ligen oder Vortheil, mit Zäumen am unteren Rande kommt hier vollauf zur Geltung. Eleganter Reise-



1.

costüme pflegt man auch aus Kaschmir, gros américain u. herzustellen. Für letzteren Stoff eignet sich die Façon tailleur am besten: ein in Talfalten geordneter Rock, lange anschließende Jacke mit Reverskragen und eng anliegenden Aermeln, dazu eine Weste aus gemustertem Biais, Sammet oder Seidenstoff.

In directem Gegensatz zu den obigen Costümen stehen die Toiletten aus Spitzen, diesem spezifischen Ausdruck höchster Eleganz, momentan so sehr en vogue. In düsterer Pracht aus schwarzer Spitze mit Schmelz, mit Jet, mit Goldfäden durchwebt auf schwarzem Unterleibe; heiteter wieder auf rother oder orangefarbener Seide, in ersterem Falle mit Agraffen aus granatfarbenen Perlen, dann aber auch ganz licht und jugendlich Rosen aus cremefarbenem Spitzenstoff und Spitze oder in abricot aus sächsischem Gewebe über gleichfarbiger seidener Unterlage. Auch brochirter und gemustert Brüsseler Tüll, Valenciennesstül und Spitzen, écor-Spitzen in Leinen, geklöppelte Einsätze und Spitzen kommen dieser Mode entgegen. Zum Ersatz der kleinen Pelervinen aus Stoff oder Genille dienen Pelervinen aus Spigenvolants und Vanjschleifen. Zum Schmuck der cloche-förmigen Strands- und Gartenhüte nimmt man ein Spigenstuch, eine breite Spigenhaube. Die zierlichen Schürzen der jungen Damen, die halb praktischen Zweck, halb der Kofetterie dienen — sie alle werden von den Spigengeweben beherrscht, die in geeigneter Weise dazu verwendet sind. Den Schürzen noch ein besonderes Wort. Sie sind thatsächlich mehr ein Zierrath als ein Nutzen. Breite an einen Bund gekräuselte Spigenvolants über farbiger Seide, an der rechten Seite ein Bündel buntfarbiger Schleifen oder ein à jour gestickter Volant, dessen Stickerfiguren mit blauer oder rother Seide eingerandet sind, ein passender Lagtheil, Weibes an einen Gurt aus farbigem Seidenbande gefast, der Lag an der linken Seite mit einer Blume besetzt oder ein großes buntes viereckiges Foulardstück, auch ein entsprechender Stofftheil so arrangirt, daß eine Ecke den unteren Schürzenzipfel, die gegenüberliegende obere Laçette oder gar den oberen Abschluß des den Lag bildenden Mollivrettheiles ergibt — derart sind die modernen Salonchürzen, sanctionirt für die elegante Haustoilette. Schwarze Seidenchürzen werden mit farbiger Seidenstickerei, mit Spigen und künstlichem Blüthenzweig oder mit Perlen und Jet ausgestattet, doch hat die Mode für diese soliden Vertreter jugendlichen Genres weniger Vorliebe.

Die leichten sommerlichen Gewandungen, namentlich die réunion-Toiletten, haben auch wieder eine Variante in der Gestaltung der Aermel acceptirt. Neben dem langen, verschoben durch Puffen, Schlitze, Draperien, Passementerien und sonstigen Stoffaufwand garnirten Aermel tritt auch der halb lange und der kurze Aermel wieder in seine Rechte. Selbst ärmellose Taillen, am Aermelausschnitt, nur durch breite überfallende Spitze begrenzt und mit Blume oder



2-6.

Schleifenbündel geschmückt, sind mobegerecht. Eine Gruppe verschiedener Aermelarrangements zeigt Abb. Nr. 2-6.

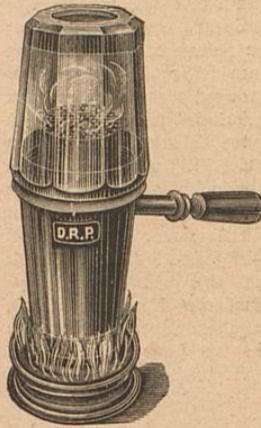
Wie häufig die Mode mit Erregenschaften von der Bühne parodirt, beweisen die zahllosen kleinen „Nanon-Häubchen“, die wie mit einem Zauberschlage in den Bitrinen der Magazine erschienen sind und in allen möglichen Combinationen, aus gemustertem Satin, aus buntem Foulard, aus Spitzenstoff oder aus surah zum Kauf locken. Ihre Form, klein und zierlich, erinnert an die Façon „Charlotte Corday“, mit gerundetem Vorderteil und zurücktretender Spitze in der vorderen Mitte, einer Bandrüsche ringsum, voilà tout. Zur Vervollständigung der Morgentoilette, die, wie jetzt allgemein üblich, aus dem einfach garnirten Rock und der langen ziemlich anschließenden, vorn mit Plottant, Weste oder Mollivret versehenen Jacke besteht und den etwas vornehmeren Namen „matinée habillée“ führt, wählt man vielfach einen Schutzhut aus Woll, mit dem Besatzstoff der Toilette garnirt (s. Abb. Nr. 7). (Bezugsquelle für Morgentoiletten: Berlin, Mode-Bazar Gerson & Co. und H. Lissauer, Markgrafenstraße 57.)



7.

### Wirtschaftsplaudereien.

**Neue Sturz-Kaffeemaschine für die Reise.** Die Sturz-Kaffeemaschine ist seit alter Zeit ihrer einfachen und wirklich zweckmäßigen Construction bei Alt und Jung beliebt; dieselbe wird seit einigen Jahren mit praktischen Abänderungen in Eiform hergestellt und auch heute noch vielfach besonders von Junggejellen für deren Haushalt mit Vorliebe gekauft. Die Sturz-Kaffeemaschine zu einer Reife-Kaffeemaschine umzugestalten — wie dies neuerdings geschehen — das war die Aufgabe unserer reisefähigen Zeit, und diese Aufgabe lag im Uebrigen bei den trefflichen Eigenschaften der Sturzmaschine nahe. Dieselbe ist eleganter als ältere Apparate und aus veredeltem Metall gefertigt; unsere Skizze zeigt die Maschine im Betriebe: der Spiritus brennt unten in der Rinne des Fußes und umgibt den mit Wasser und Kaffeepulver versehenen Theil, also den eigentlichen Körper der Maschine. Die Dampfwoolken oben im Glase deuten an, daß das Wasser kocht, zu welchem Zeitpunkt, wie bekannt, das Gefäß umgestülpt wird, so daß das Glas dann unten steht und der fertige Kaffee in das lechtere hineinfällt. Die Flamme wird mittelst des beigegebenen Deckels gelöscht, der Griff abgedraht und die Maschine gereinigt; alsdann wird die kleine beigegebene Spirituslampe, sowie der Griff in den Körper des Apparates hineingelagert, dieser in das Glas gesteckt, der Fuß der Maschine übergefüllt und das Ganze mittelst des Auslöschdeckels geschlossen und in den beigegebenen Papp-Carton gesteckt. — Die Maschine enthält 1 Portion Kaffee, ist compendios und findet auf der Reise in jedem Winkel der Handtische Platz; dieselbe ist im Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin, Leipzigerstr. 88, zum Preise von 5 Mark vorräthig.



Auslöschdeckels geschlossen und in den beigegebenen Papp-Carton gesteckt. — Die Maschine enthält 1 Portion Kaffee, ist compendios und findet auf der Reise in jedem Winkel der Handtische Platz; dieselbe ist im Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin, Leipzigerstr. 88, zum Preise von 5 Mark vorräthig.

### Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Juni.

Fig. 1. Gesellschaftskleid. Der 215 Cent. weite Rock aus cremefarbenem Atlas ist am unteren Rande mit einer 6 Cent. breiten Blüschenspur von gleichem Stoff begrenzt und mit einem 8 Cent. hohen, mit 18 Cent. breiter Spitze versehenen, in Talfalten geordneten Volant garnirt. Das in Falten arrangirte Leberkleid aus Spigenstoff wird an der Seite geschlossen und ist mit 13 und 9 Cent. breiter, theils glatt, theils in Bindungen ausgeführter Spitze ausgestattet und mit Schmetterlingen aus irisirten Perlen verziert.

Fig. 2. Bromenadenkleid. Der am unteren Rande mit einer schmalen à plissé gefalteten Brust begrenzte Rock aus tafettas changeant ist tablierartig mit in Falten geordnetem Spigenstoff, sowie mit einer Spitze, die sich als Volant festsetzt, garnirt. Die Lunia und die Schoktaille hat man in Patten ausgeschnitten, mit Genillebordüre, Sammetrevers, Spigenstoff und Spitze ausgestattet. Die Taille ist zum Schließen mit Haken und Nadeln versehen und mit kleinen Knöpfen verziert, während den vorderen Schluß der Lunia eine Metall-Agraffe vermittelt. Gut aus Florentiner Strohgledicht mit Sammetband und Blumen garnirt; Schirm aus Seidenstoff und Spitze.

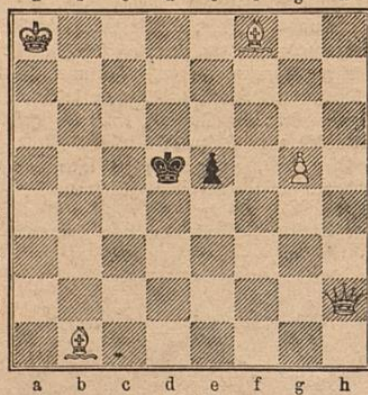
### Schach.

#### Aufgabe Nr. 129.

Von F. Kayser.  
Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 127 Seite 144.

- Weiß.  
1. Sc3 - b5.  
Schwarz.  
1. b7 - b6.  
Weiß.  
2. Tc7 - c2.  
Schwarz.  
2. d3 n. c2.  
Weiß.  
3. d2 - d4 matt.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

### Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 30.

Aus einem Dominoespiel werden alle 7 Steine, auf denen eine 1 sich befindet (also 1, 0; 1, 1; 1, 2 u.), ebenso die beiden Steine 3, 6 und 2, 6 genommen. Man soll diese sämtlichen 9 Steine in ein neunfeldiges Quadrat so einordnen, daß die Summe der Zahlen in jeder senkrechten und wagerechten Reihe, ebenso in jeder der beiden Diagonalreihen 15 beträgt. Wie verfährt man?

Auflösung der vier Rebus-Aufgaben Seite 160.

Fieberfranker. — Apfelsinbowle. — Kaminvorleger. — Infanteriecarre.

Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 160.

Rebwig.

### Correspondenz.

**Toilette, Mode, Handarbeit.** J. v. L. Wir ersuchen, sich direct an die betreffende Firma zu wenden. — P. W., N. F. in Rom. Tischläufer dienen zur Zierde eines elegant gedeketen Tisches, während eine Badstuch-Auflage nur im Kleinbürgerlichen Haushalte gebräuchlich ist. — Im Familienkreise kann eine Dame eine Schürze bei Tische tragen, in großen Gesellschaften nie.

**Wäsche, Garderobe und Schmuck.** Treue Abonnentin in W. Das Waschen von Wollstücken ist ausführlich beschrieben worden Bazar 1881, Seite 334. — Wenn eine Krystallflasche an den Innenwänden matt und trübe geworden ist, so läßt sich dieselbe am besten durch etwas rothe Seife säuern, mit der man sie ausküpft, und dann mit Wasser reinigen. — Sind Toilettenschwämme durch den Gebrauch feig und schmierig geworden, so kann man sie in folgender Weise reinigen: Man drückt den Schwamm möglichst gut aus, legt ihn auf einen Teller und bestreut ihn mit etwas geschmolzenem Chlorcalcium (nicht Chloralkali), welches man zu Pulver zerstoßt; genanntes Salz ist in Apotheken oder größeren Droguenhandlungen zu haben. Man läßt dieses stark Wasser anziehende Salz auf dem Schwamme zerfließen. Nach ungefähr 20 Minuten kann man den Schwamm in reinem Waschwasser auswaschen und trocknen, er erscheint dann wieder wie neu. — Tirolerin. Nach den Mittheilungen aus dem bayerischen Gewerbemuseum ist in der phosphorigen Säure (einer giftigen, mit Vorsicht zu handhabenden Substanz) ein neues und vortreffliches Bleichmittel für Knochen, Eisenblech u. s. gefunden worden. Legen Sie den gelb gewordenen Eisenblech zuerst in Benzol, um ihn zu entfetten; nachdem letzteres geschehen, muß der Fächer zum Abdunsten des Benzols getrocknet und dann in eine wässrige Lösung von phosphoriger Säure, die einen Gehalt von 1 Procent wasserfreier Säure enthält (in einer Apotheke anfertigen zu lassen), eingelegt werden. Nach einigen Stunden wird der Fächer aus der Lösung genommen, mit Wasser gewaschen und getrocknet. — D. in B. Gegenstände aus verbleichten Zuckerröhren lassen sich nicht wieder auffrischen. — Pommerische Hausfrau. Handschuhe aus grauem Wollleder lassen sich nur durch einen Sachverständigen wieder auffärben, im Haushalt ist dies nicht gut ausführbar. — V. in A. Beim Reinigen von Pelzwerk muß dasselbe von dem Zeug abgetrennt, auf eine flache Unterlage gelegt und zunächst gründlich einer Bürste vom Staube befreit werden. Wodann erhit man Weizenkleie und reibt dieselbe in das Pelzwerk ein. Dies wird zweif. bis dreimal wiederholt, der Pelz danach ausgeschüttelt und wieder scharf gebürstet. Weiße Pelze werden nach der Behandlung mit Kleie und Magnesia eingerieben.

**Kosmetik und Gesundheitspflege.** Hermelinen in S. Mittel gegen frühzeitiges Ergrauen der Haare, besonders wenn, wie im vorliegenden Falle, nicht Kummer und Sorgen als Ursachen des Ergrauens anzusehen sind, gibt es nicht. Gegen die Schuppenbildung auf der Kopfhaut helfen Waschungen derselben mit Borax, auch Chinolinhaarspiritus, sowie die Thymolseife von Wittich u. Bentendorf, Hoflieferanten, Berlin N., Chausseest. 19, haben sich dabei sehr wirksam erwiesen. — Vad zum Ueberfließen von schwarz gezeigten, mit Delfarbe bemalten Kästchen erhalten Sie fertig in jedem Künstler-Unterstützungsgeschäft, z. B. bei Büchmann, Berlin, Leipzigerstr. 114. — J. S. in S. Schweißmittel ist an sich kein Haarfarbmittel, wol aber findet sich dieselbe in den meisten bleichhaltigen Haarfarbmitteln vor; letztere sind durchaus schädlich. — Abonnentin in Hagen. Als unschädlich ist das von E. Kari, Berlin W., Friedrichstr. 196, verkaufte Haarfarbmittel Krinocrhon zu bezeichnen. — Fliegen u. vertreibt man aus Glashäusern durch Lorbeeröl (aus der Apotheke), mit welchem man die Fensterprophen z. bestreicht. — M. W. Als Aqua Amarella wurde vor Jahren ein Haarfarbmittel verkauft, welches aus Bleizucker, Kochsalz und Wasser bereitet wurde, es ist daher schädlich; ob die nach Ihrer Angabe von J. Goullé bereitete Aqua Amarella identisch mit jenem älteren Haarfarbmittel ist, wissen wir nicht. Gerne wollen wir eine eingehende Probe einer chemischen Untersuchung unterziehen lassen. — J. W. in Wien. Wenden Sie sich bezüglich des Hörrohres an eine größere Handlung mit chirurgischen Instrumenten. Empfehlenswerter ist es, zuerst einen Ohrenarzt zu consultiren, der Ihnen das für den Fall zweckmäßig erachtende Instrument verordnen wird. — Dr. L. Der sogenannte Hamburger Thee von J. C. Freese u. Co. besteht aus einer Mischung von: 32 Theilen Sennesblättern, 16 Theilen Manna, 8 Theilen Korianber, 1 Theil Weinsäure. Der in jeder Apotheke käufliche St. Germain-Thee ist jedenfalls besser und angenehmer in der Wirkung.

**Haushalt und Küche.** F. v. S. in S. Man kann Knochen und Eisenblech eine dauernd weiße Farbe dadurch ertheilen, daß man sie in eine ammoniakalische Zinklösung legt, welche mit etwas Kupfervitriollösung veretzt ist. Zur Herstellung dieser Lösung übergießt man 25 Gewichtstheile reines Zinkweiß (Carbonat) mit 40 Theilen Wasser und fügt nach und nach 50 Theile concentrirte Salzsäure hinzu, dann 150 Theile heißes Wasser und unter Umrühren noch so viel Ammoniak, bis das anfangs niederfallende Zinkoxydhydrat sich fast ganz wieder auflöst. Ueberflüssig ist zu vermeiden. Schließlich setzt man etwas Kupfervitriollösung hinzu, um den gelblichen Ton der mit der Flüssigkeit behandelten Knochen in einen bläulich weißen zu verwandeln. Durch Lichteinwirkung gelb gewordene Knochen- oder Eisenblechfabrikate auf einige Tage in diese Lösung gelegt und dann mit Wasser gewaschen, werden dadurch dauernd weißgefärbt und erhalten beim Poliren einen sehr schönen Glanz. — Wir empfehlen Ihnen Brebow's Gartenfreund, Gärtner's Verlag, Berlin, Kurfürstenstr. 18. — G. W. Werden ganz frische Eier in eine Boraxlösung (8 Unzen in eine Gallone Wasser) gelegt, so halten sie sich Monate lang vollständig gut. Die Eier müssen frisch gefast sein, und es ist besser, mehrere kleinere Gefäße, die nicht mehr als 12 Unzen aufnehmen können, anzuwenden als ein großes, z. B. eine Kanne. Die Flüssigkeit muß die Eier bedecken und das Gefäß in einen kühlen Keller gestellt werden. Einige Schalen gehen durch den endosmotischen Druck der Boraxlösung entzwei, aber das innere Eiweiß bleibt gewöhnlich unversehrt und solche Eier können trotz ihres Boraxgeschmacks zum Kochen dienen. Aber die starkschaligen, die nicht älter sind als 2 bis 3 Tage, wenn sie in die Flüssigkeit gebracht werden, schmecken noch zu Weihnachten, wenn frische Eier kaum anzutreiben sind, ebenso köstlich frisch, wie etwa im Hochsommer. Es wird auch angegeben, daß 24 Stunden in die Boraxlösung gelegte Eier, abgetrocknet und in Kleie verpackt, sich Monate lang frisch erhalten, aber erfahrungsgemäß hat die oben angegebene Methode sich doch besser bewährt. In gewöhnlicher Weise einige Tage aufbewahrte Eier erleiden eine Verbundung und am breiten Ende bildet sich eine immer zunehmende Luftblähung, die sich wieder füllt, wenn man das Ei eine Zeit lang ins Wasser legt. Solche Eier fühlen sich an der Spitze warm an und lassen am breiten Ende Licht durchschimmern, was die Gegenwart von Luft erzeugt; sie sind zum Conserviren nicht so geeignet, weil die zum Verdrängen der Luft erforderliche Menge Boraxlösung dem Ei ihren eigenthümlichen Geschmack mittheilt. — S. D. in W. Ihre Frage, wie man Vaselinfäden aus Wäsche entfernt, ist ähnlich kürzlich an die Berliner Industrie-Blätter gestellt und von diesen beantwortet worden; wir lassen die betr. Notiz aus genanntem Blatt hier wörtlich folgen: „Vaseline wird sehr vielfach anstatt tierischen Fettes zu Pomaden, Salben und dergl. verwendet, weil es nicht wie jenes ranzig wird. Dagegen lassen sich die häufig entstehenden Fettflecke auf Wäsche, besonders auf Kopfkissenüberzügen, durch kein mir bekanntes Mittel entfernen.“ Namentlich der letztere Waffus war uns auffällig, da das allgemein zur Entfernung von Fettflecken benutzte Vigroin (Petroleumäther, fälschlich Benzol genannt) ebenfalls wie Vaseline aus dem Kopfkissen gewaschen wird, in welchem beide Bestandtheile doch miteinander zu einer klaren Lösung vereinigt sind. Von uns angestellte Versuche haben denn auch ergeben, daß man die Vaselinfäden mit Vigroin (außerdem aber auch mit Benzol, Chloroform, Aether, Schwefelkohlenstoff) entfernen kann. Freilich ist eine Reinigung auf diesem Wege mit großen Unannehmlichkeiten verbunden. Wir haben daher uns bei einer praktischen Hausfrau Rathsholt, welche uns mittheilt, daß die Vaselinfäden, ebenso wie Flecke von Maschinenöl und dergl., nicht weggehen, wenn die Wäsche, wie es vielfach geschieht, sofort gekocht wird. Dagegen sollen sie vollkommen verschwinden, wenn die Wäsche erst kalt eingeseift und gehörig durchgewaschen wird. Sollten aber Spuren übrig bleiben, so kann man ja immer noch durch Vigroin nachhelfen.“